





Mein Neustettiner Land

Ausgabe 1 · August 2015

Frühling bei Vangerow





Der alte Winter, in seiner Schwäche,
Zog sich in rauhe Berge zurück.
Von dort her sendet er, fliehend, nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eises
In Streifen über die grünende Flur.
Aber die Sonne duldet kein Weißes,
Überall regt sich Bildung und Streben,
Alles will sie mit Farben beleben.

J. W. v. Goethe, Faust, Vor dem Tor

Liebe Landsleute!

Seit dem 8. Mai 1945 sind 70 Jahre vergangen. Wir in Europa haben 70 Jahre Frieden. Für die jüngeren Bürger, die keinen Weltkrieg mehr erlebt haben – und das ist schon längere Zeit der Hauptteil der Bevölkerung – ist das fast etwas Selbstverständliches. Der Balkankrieg und der Ukraine-konflikt wurden/werden hoffentlich mit friedlichen Mitteln beendet. Für uns Friedensbürger sind die beiden Weltkriege eine unbedingte (alternativlose) Verpflichtung zum friedlichen Miteinander.

Was war das Ende des 2. Weltkrieges für die Deutschen? Aus dem besetzten Rumpfdeutschland entstanden 1949 zwei künstliche Staaten, die BRD und die DDR, das Ergebnis des Kalten Krieges zwischen USA und UdSSR. Prof. (Papa) Heuß, der erste Präsident der BRD, sagte bei der zehnjährigen Wiederkehr des Kriegsendes: »Der 8. Mai 1945 war ein Tag tiefer Paradoxie, weil wir erlöst und vernichtet in einem geworden sind.« Helmut Kohl sagte 1955: »Für all diese Erinnerungen und Gefühle gibt es keinen gemeinsamen Nenner. Wir sollten sie daher als existentielle Erfahrungen des jeweils anderen respektieren. Dazu bedarf

es des Besinnens und der Nachdenklichkeit.« Und der damalige polnische Außenminister Bartoszewski benannte damals den 8. Mai 1945 in einer zweifachen Bedeutung als Tag der Freude, der Befreiung, aber auch der Trauer und des Schmerzes.

Gerade wir Heimatvertriebenen aus dem Osten mussten unter dem Ergebnis besonders leiden, folgte doch auf die Flucht in einem kalten Winter 1944/45 eine unerwartete Vertreibung, eine ethnische Säuberung. Danach stand Rumpfdeutschland vor einer großen Herausforderung.

Johannes R. Becher schrieb das Gedicht: »Auferstanden aus Ruinen ...«. In der Vertonung von Kurt Weill wurde daraus die (National-)Hymne der DDR. Im anderen Nachfolgestaat, der Bundesrepublik, galt die 3. Strophe des Deutschlandliedes, »Einigkeit und Recht und Freiheit ...« als Nationalhymne und das ist nach der Wende so geblieben. In beiden Hymnen wird also die Einigung beschworen, die dann 1989 erfolgte, einerseits durch die Perestrojka, andererseits durch die friedlichen Demonstrationen der DDR-Bürger (Wir sind ein

Auferstanden aus Ruinen
Und der Zukunft zugewandt,
Lass uns dir zum Guten dienen,
Deutschland, einig Vaterland.

Alte Not gilt es zu zwingen,
Und wir zwingen sie vereint,
Denn es muss uns doch gelingen,
Dass die Sonne schön wie nie
Über Deutschland scheint.



JOHANNES R. BECHER

Volk), ein »historisches Wunder«. Wie war nun die Situation nach dem 8. Mai 1945 in Deutschland? Rumpfdeutschland war in besetzte Zonen aufgeteilt, musste wirtschaftlich bei Null anfangen, die Industrie aufbauen und Millionen Flüchtlinge aufnehmen, viele von ihnen wie paralysiert. Ein unbändiger – vielleicht auch die braune Vergangenheit verdrängender Wille – und Lebensmut wurden deutlich; es geschah wieder etwas nicht Erwartetes, das Wirtschaftswunder in der BRD.

Die Vertriebenen waren 1945 schmerzlich betroffen, die Städte aber waren befreit vom haupt-

sächlich durch die Engländer und Amerikaner ausgeübten Bombenterror. Als ich 1960 in einem Feriencamp in Essex angegriffen wurde: »The Germans are barbarians.« wurde mir erst bewusst, wie tief der Graben zwischen Deutschen und Engländern war, obwohl die Engländer damals schon als unsere politischen Freunde, Allianzpartner galten. (Ich persönlich bin der Meinung, dass in der BRD vor der Wende der schreckliche Bombenterror der Westmächte etwas unter den Teppich gekehrt wurde.)

Und wie ging es den Polen? Sie hatten bereits seit dem 1. September 1939 die Deutschen als Feinde



im Land, manche mussten ihre Heimat verlassen, die Männer sich verstecken. Sie mussten sich 1945 neu orientieren in einem Land mit neuen (zu der Zeit noch nicht gesicherten) Grenzen und lebten als Satellitenstaat der Sowjetunion, die mit dem deutschen Satellitenstaat DDR schon 1947 den Görlitzer Vertrag abschloss, in dem die Oder-Neiße-Grenze als polnische Westgrenze festgelegt wurde.

Die polnische Bevölkerung aber traute diesem Vertrag nicht, wusste sie doch, dass die Politik der Bundesrepublik konträr war. Viele Neuaussiedler saßen wie auf gepackten Koffern. Ein pol-

nischer Freund, der aus den ehemaligen polnischen Ostgebieten stammte, sagte mir 1960, seine Familie hätte es bewusst vermieden, sich in den ehemals deutschen Ostgebieten anzusiedeln. Auch für die Polen war der 8. Mai 1945 eine Paradoxie, einerseits eine Befreiung von den Deutschen, andererseits eine unter schwierigsten Voraussetzungen entstehende, unfreie Volksrepublik Polen als Satellitenstaat der UdSSR. Auch dies wurde erst nach der politischen, europäischen Wende anders, und Polen ist wie Deutschland seit 1. Mai 2004 gleichberechtigter Partner in der EU.

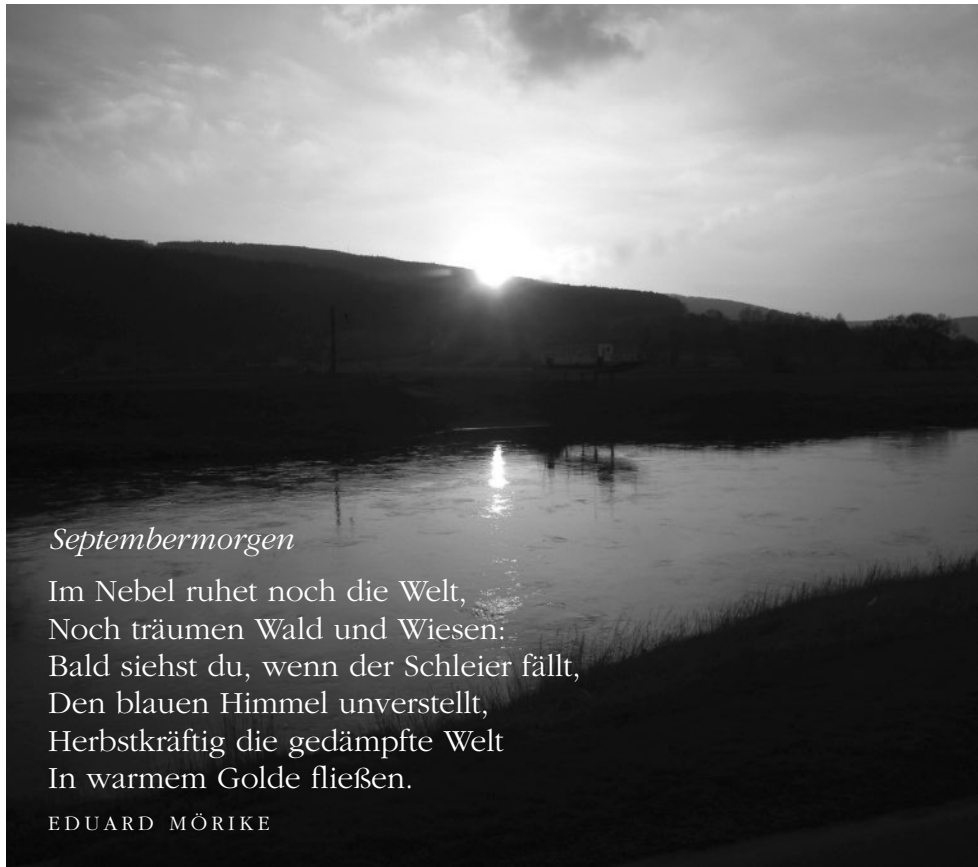
P M H eimatkreis Neustettin

Wie ist die aktuelle Situation? Staatliche Unterstützung gibt es schon lange nicht mehr. Immer weniger Leute sind bereit, sich zu engagieren und ein Ehrenamt zu übernehmen, für das nicht nur viel Zeit, sondern auch viel eigenes Geld aufgebracht werden muss. Auf der anderen Seite gibt es immer weniger Leute, die zu unseren

Veranstaltungen kommen. Ist der Zeitpunkt wieder reif, an dem wir den gleichen Schritt tun müssen, den im Herbst 2014 der Verein der Fürstin Hedwig-Schüler und der Mittelschule getan haben und sich als Verein auflösen? Warten wir die HKA-Wahl beim Treffen im September ab.

Ich wünsche Ihnen einen schönen Sommer 2015!

Siegfried Raddatz



Septembermorgen

Im Nebel ruhet noch die Welt,
Noch träumen Wald und Wiesen:
Bald siehst du, wenn der Schleier fällt,
Den blauen Himmel unverstellt,
Herbstkräftig die gedämpfte Welt
In warmem Golde fließen.

EDUARD MÖRIKE

Wahlordnung

vom 8.9.1990

für den Heimatkreis Greifenberg in Pommern

§ 1 Die Angehörigen des Heimatkreises wählen für die Dauer von vier Jahren die Mitglieder des Heimatkreisausschusses (HKA) gemäß § 4 der Geschäftsordnung des Heimatkreises.

Die Wahl findet jeweils im Rahmen des Heimatkreistreffens in Meldorf statt.

Der Wahltermin und der Termin für die Einreichung von Wahlvorschlägen werden zwei Monate vor der Wahl in der Pommerschen Zeitung veröffentlicht.

§ 2 Wahlberechtigt sind alle Angehörigen des Heimatkreises ab vollendetem 18. Lebensjahr.

§ 3 Wählbar sind alle wahlberechtigten Bürger, die am Wahltag das 21. Lebensjahr vollendet haben.

§ 4 Wahlvorschläge können von allen Wahlberechtigten bis zum festgesetzten Termin (siehe § 1) an den Wahlausschuss eingereicht werden.

Die Wahlvorschläge müssen folgende Angaben des Vorschlagenden und des Kandidaten enthalten: Vor- und Zuname, jetzige Anschrift, Geburtsdatum und -ort,

Herkunftsort (ggf. der Vorfahren) im Kreis Greifenberg, schriftliches Einverständnis des Kandidaten.

Der HKA ist berechtigt, seine Mitglieder mit deren Einverständnis zur Wiederwahl vorzuschlagen.

§ 5 Die Wahl wird von einem Wahlausschuss durchgeführt, der vom Vorstand des HKA berufen wird. Er besteht aus einem Wahlleiter und zwei Beisitzern. Ein Wahlbewerber darf nicht Wahlleiter sein.

§ 6 Die Zusammensetzung des HKA ist in § 4 der Geschäftsordnung festgelegt. Darüber hinaus sind Reserve-Kandidaten zu wählen, die bei Ausscheiden eines Mitgliedes in den HKA nachrücken.

§ 7 Die Kandidaten und Reserve-Kandidaten für die Stadt Treptow werden durch den Verein ›Stadt Treptow und Umgebung‹ nominiert.

§ 8 Die Wahl wird als unmittelbare, freie und gleiche Wahl durchgeführt.

§ 9 Das Wahlergebnis wird vom Wahlausschuss bekanntgegeben und in der Pommerschen Zeitung veröffentlicht. Einsprüche mit

eingehender Begründung können innerhalb von zwei Wochen nach Bekanntgabe beim Wahlausschuss schriftlich geltend gemacht werden. Über Einsprüche entscheidet der Wahlausschuss. Gegen die Entscheidung des Wahlausschusses

ses kann Berufung beim Präsidium des Pommerschen Kreis- und Städtetages eingelegt werden. Dieses entscheidet dann endgültig.

§10 Diese Wahlordnung tritt mit dem Beschluss des Heimatkreisausschusses in Kraft.

Die vorstehende Wahlordnung wurde in der Sitzung des Heimatkreisausschusses am 8. 9. 1990 in Meldorf beschlossen.

Der Vorsitzende des Heimatkreisausschusses, gez. Baatz

Der stellvertretende Vorsitzende des Heimatkreisausschusses, gez. Dr. Bolle

Der Heimatkreisbearbeiter, gez. Boelk

Nach dieser exemplarischen Wahlordnung wird auch der Heimatkreisausschuss (HKA) Neustettin gewählt.

Dr. Siegfried Raddatz

Wahlen zum Heimatkreisausschuss (HKA) Neustettin

Nach der Wahlordnung des Heimatkreises Greifenberg in Pommern von 1990, auch gültig für den Heimatkreis Neustettin, werden in diesem Jahr während des Neustettiner Patenschafts- und Heimattreffens vom 25. bis 27. September 2015 in unserer Patenstadt Eutin die Mitglieder für den HKA gewählt.

Landsleute, die im Kreis Neustettin geboren sind, deren Ehegatten, Nachkommen und deren Ehegatten, die Interesse haben, in unserem HKA mitzuarbeiten, wollen sich bitte bis zum 15. Sep-

tember 2015 melden, und zwar bei Herrn Uwe Thiel, Hirtenweg 1, 171459 Dargun oder bei mir.

Die Wahlbewerbungen sollten die folgenden Angaben des Bewerbers haben: Vor- und Zuname, jetzige Anschrift, Geburtsdatum und Geburtsort, Herkunftsort (ggf. der Vorfahren im Kreis Neustettin) und Unterschrift.

Es ist Pflicht, bei der Wahl anwesend zu sein.

*Dr. Siegfried Raddatz
Vorsitzender
des HKA Neustettin*

Mitgliedschaft im Heimatkreisausschuss

Der Heimatkreisausschuss (HKA) Neustettin ist Mitglied der Pommerschen Landsmannschaft (PLM) und Mitglied des Pommerschen Zentralverbands e. V.

Die PLM ruht auf zwei Säulen: Einmal gibt es Orts- und Regionalverbände, z. B. Ortsgruppe der Pommern in Bergisch Gladbach oder Neumünster, und es gibt Landesverbände, z. B. Landesverband NRW, SH, Bayern usw. Die andere Säule stellt der Pommersche Kreis- und Städtetag (PKST) dar. In der früheren Provinz Pommern gab es 28 Land- bzw. Stadtkreise, die alle Patenorte haben, in denen sich die Ehemaligen dieser Land- bzw. Stadtkreise treffen.

Teilnahme an Kultur- und sonstigen Veranstaltungen dieser Organisationen, z. B. für den PKST: Jahrestagung, verständigungspolitische Tagungen in Misdroy und Varzin unter der Führung der PKST-Präsidentin, Frau Margrit Schlegel. Mindestens ein Mitglied des HKA sollte daran teilnehmen!

Seit Mitte der 1950er Jahre gibt es von der Stadt Eutin eine Patenschaft über die ehemaligen Einwohner der Stadt Neustettin und vom Kreis Ostholstein (früher Eutin) eine Patenschaft mit den

Einwohnern des Kreises Neustettin. Im Kreis Ostholstein gab es anfangs 12 weitere Patenschaften, von denen die folgenden heute noch aktiv sind: Bärwalde mit Malente (Malente hat eine Partnerschaft mit Barwice, dem früheren Bärwalde; Patenschaft und Partnerschaft laufen parallel), Ratzebuhr mit Timmendorfer Strand, Tempelburg mit Bad Schwartau (Die Patenschaft wird kaum noch gelebt. Bad Schwartau hat mittlerweile eine Partnerschaft mit Czaplinsk, dem früheren Tempelburg. Es ist nicht gelungen, Patenschaft und Partnerschaft zu verbinden), Groß und Klein Küdde mit Scharbeutz-Haffkrug, Lottin mit Stockelsdorf (Stockelsdorf hat eine Partnerschaft mit Lotyń, die mittlerweile ausgedehnt ist auf Okonek, dem früheren Ratzebuhr; Patenschaft und Partnerschaft laufen getrennt). Ein jährliches Heimattreffen gibt es noch von den ehemaligen Grünwaldern in Hitzacker (siehe Termine).

Arbeiten, die von den Mitgliedern des HKA geleistet werden sollten:

Teilnahme an (in der Regel) zwei HKA-Treffen pro Jahr, meist zusammengelegt mit dem Eutiner

Treffen (alle zwei Jahre) oder dem Pommerntreffen (die letzten Jahre in Travemünde).

Teilnahme am Patenschaftstreffen in Eutin (meist am letzten Wochenende im September), Organisation des Treffens, Reden, Grußadressen, Unterhaltungsprogramm, Anwesenheitslisten, Ausstellungsprogramm (Stellwände, Filme). Kontakte pflegen mit Bürgermeister und Umfeld, mit der örtlichen Presse, mit dem Pächter des Brauhauses in Eutin.

Unser Heimatmuseum Kreis Neustettin in Eutin im Auge behalten (wird hauptsächlich von den Mitgliedern des Neustettiner Kreisverbands e. V. betrieben – Kontakte zwischen den beiden Organisationen pflegen).

Teilnahme am Pommerntreffen (Organisation eines Ausstellungsprogramms, Stand des Heimatkreises, Aufsicht im Pommerntzentrum. Kontakte zum Pommerntzentrum pflegen (Redakteure des Pommerschen-Zeitung, Geschäftsführer Jens Rüdiger und Restaurant Vineta).

Organisation von Reisen in die alte Heimat (letzte Reise Anfang Juni 2015) und Begleitung derselben.

Führen einer Heimatortskartei, zur Zeit haben wir 3700 Adressen, die immer wieder aktualisiert

werden müssen (Hilfe von Frau Bärbel Jonas aus Buchholz in der Nordheide).

Erstellen von Beiträgen zur Veröffentlichung in der Pommerschen Zeitung in Travemünde und in *Mein Neustettiner Land*.

Schriftliche Gratulation aller Geburtstagskinder aus Neustettin oder dem Kreis Neustettin, deren Geburtstag in der PZ angezeigt wird.

Herausgabe einer zweimal im Jahr erscheinenden Broschüre *Mein Neustettiner Land* (Die Arbeit wird zur Zeit hauptsächlich von Dr. Siegfried Raddatz geleitet).

Führung einer website des HKA in Abstimmung mit Dr. Siegfried Raddatz (aktueller Vorsitzender des HKA). Webmaster ist Herr Jürgen Klemann aus Frechen.

Auskunft erteilen an Mitglieder oder auch andere Interessenten, z. B. an Familienforscher (hier ist ein Internet-Anschluß von großem Vorteil). Kontakte nach Polen, z. B. zu Deutschen, die dort verblieben sind oder solchen, die neu hingezogen sind. Besuch des evangelischen Gottesdienstes in der Kapelle am Wasserturm. Regelmäßige Besuche in Szczecinek: Bürgermeister, Landrat, Leiter des Archivs, des Regionalmuseums, Propst der Marienkirche (früher

Nikolaikirche), der Hotels (insbesondere Hotel Pojezierze, A. Daron im Hotel Residence und E. Jankowski im Dworek Dziki), des Herausgebers der Zeitung TEMAT (Austausch von Artikeln und Bildern), Kontakt pflegen mit Lehrern und Übersetzern (z. B. M. Kuszmar, D. Stec, Katarzyna Stępień und E. Zwolak) und Jarosław Pietrzyk (Pflege unseres Denkmals für unsere Verstorbenen aus der Stadt und dem Landkreis Neustettin am Streitzigsee

und des Lapidariums auf dem großen Friedhof am Ritzigberg).

Informationen über Neues in der alten Heimat sammeln, Exponate (Duplikate) für das Regionalmuseum in der ul. Szkolna/Schulstraße zur Verfügung stellen.

Erwartet wird allgemeine Offenheit (auf Menschen zugehen!) und ein Interesse an Geschichte, insbesondere pommersche.

28. April 2015 (SR)

Untergang *Albrecht Haushofer*

Wie hört man leicht von fremden Untergängen,
wie trägt man schwer des eignen Volkes Fall!
Vom fremden ist's ein ferner Widerhall,
im eignen ist's ein lautes Todesdrängen.

Ein Todesdrängen, aus dem Haß geboren,
in Rache, Trotz und Übermut gezeugt –
nun wird vertilgt, gebrochen und gebeugt,
und auch das Beste geht im Sturz verloren.

Dass dieses Volk die Siege nicht ertrug –
die Mühlen Gottes haben schnell gemahlen.
Wie furchtbar muss es nun den Rausch bezahlen.

Es war so hart, als es die andern schlug,
so taub für seiner Opfer Todesklagen –
Wie mag es nun das Opfer-Sein ertragen

Die Seiten

10 bis 13

und

20 bis 22

**sind im Internet leider
nicht verfügbar!**

Frieda Walter, geb. Fürstenberg wurde 100



wurde am 30. März 1915 in Klein Küdde, Kreis Neustettin, geboren. Sie wurde liebevoll Friedel gerufen. Ihre Eltern hatten nach dem Umzug nach Groß Küdde einen ansehnlichen Gasthof mit Saal, Pension und Ladengeschäft sowie eine größere Landwirtschaft. In Neustettin besuchte sie das Lyzeum. Sie half ihren Eltern im Hof und bei Feld- und Erntearbeiten.

Schon jung lernte Fräulein Fürs-

tenberg den Soldaten Kurt Walter kennen. Sie haben geheiratet und hatten zwei Kinder, Tochter und Sohn. Der Sohn ist bereits 72jährig verstorben. Ihr Ehemann ist 1944 in Italien (Monte Cassino) als Oberleutnant gefallen.

Nach der Flucht kam sie mit ihren Eltern zunächst nach Vorpommern, dann nach Kriegsende nach Berlin-Frohnau. Seit 1950 war sie Mitglied im Heimatkreis Neustettin in Berlin. Nach drei Vorgängern (u. a. Herrn Schneider vom Reformhaus Schneider und Herrn Wetzels vom gleichnamigen Möbelgeschäft in Neustettin) wurde sie Vorsitzende des Heimatkreises Neustettin in Berlin mit damals weit über 100 Mitgliedern. Im Vorstand der Pommerschen Landsmannschaft (PLM), Landesgruppe Berlin, war sie Schriftführerin. Sie wurde mit der Pommerschen Ehrennadel in Gold ausgezeichnet.

Bewundernswert war ihr demonstratives Verhalten, wenn sie die Pommersche Zeitung aufgeschlagen lesend in den Berliner Verkehrsmitteln Bus oder Bahn fuhr.

»Seht her – ich komme aus Pommern!« Oder wenn sie von der bekannten Landwirtschaftsmesse »Grüne Woche« kam und uns eine

große Kartoffel hoch hielt: »Das ist eine echte pommersche Kartoffel!«

Eine Kartoffel lag fast immer auf dem Tisch, wenn wir monatlich zum Heimattreffen zusammen kamen.

Und jede Menge Fotos. Jetzt, z.B. passend zum Winter: »Mein Vater zu Hause mit unserem Rapen auf dem Schlitten durch heimatische Wälder und Felder.« Ja, das ist Heimattreue! Neustettin liegt bei Küdde, nicht umgekehrt,

haben unsere Gäste scherzhaft angenommen.

Nach längerer Krankheit endete – auch altersbedingt – ihre Funktionärstätigkeit.

Im Heimatkreis Neustettin ist sie Ehrenmitglied.

Wir schulden unserer Ältesten, der 100jährigen Friedel Walter, Dank und großen Respekt!

*Horst Beier,
Heimatkreisbetreuer
der Neustettiner in Berlin*

Sommerfrische

**Zupf dir ein Wölkchen aus dem Wolkenweiß,
Das durch den sonnigen Himmel schreitet.
Und schmücke den Hut, der dich begleitet,
Mit einem grünen Reis.**

**Verstecke dich faul in der Fülle der Gräser.
Weil's wohltut, weil's frommt.
Und bist du ein Mundharmonikabläser
Und hast eine bei dir, dann spiel, was dir kommt.**

**Und lass deine Melodien lenken
Von dem freigegebenen Wolkengezupf.
Vergiss dich. Es soll dein Denken
Nicht weiter reichen als ein Grashüpferhupf.**

JOACHIM RINGELNATZ, 1883 – 1934

Kurt Böhnert – 100 Jahre

Das Geburtstagskind wurde am 30. April 1915 in Bahrenbusch im Kreis Neustettin geboren und zwar als zweites Kind der Eltern Emma und Paul Böhnert. Er wuchs mit seinen beiden Schwestern Irma und Margarete auf dem elterlichen Bauernhof im Abbau von Bahrenbusch auf.

Nach dem Besuch der einklassigen Dorfschule arbeitete er auf dem elterlichen Gehöft. Mit 18 Jahren wurde er für zwei Jahre Soldat in einem Grenzwachregiment. Danach kehrte er auf den elterlichen Hof zurück und besuchte in den folgenden beiden Winterhalbjahren die Landwirtschaftsschule in Neustettin.

Von Beginn des II. Weltkrieges bis zum Ende diente er als Soldat an verschiedenen Fronten. 1942 wurde er von einem Lungensteckschuss verletzt und erhielt einen längeren Erholungsurlaub in Wernigerode. Während seines Fronturlaubs 1943 heiratete er Hanna Schindel aus Bahrenbusch.

Nach Kriegsende und einer dreijährigen Kriegsgefangenschaft in England gelangte er 1948 in das Dorf Glöthe in der Magdeburger Börde. Hier hatte seine Frau nach der Flucht aus Pommern mit dem Sohn bei einem Onkel und des-



sen Frau Aufnahme gefunden. Durch die in der Sowjetischen Besatzungszone 1946 durchgeführte Bodenreform hatte Hanna Böhnert Ackerland und einen kleinen Hof erhalten, den sie mit ihren Schwiegereltern und dann mit ihrem heimgekehrten Mann als Einzelbauern bis 1960 bewirtschafteten. Die Töchter Evelin und Andrea wurden 1949 bzw. 1953 geboren, der Sohn Jörg starb bereits vorher mit einem Jahr.

Durch staatlichen Druck schlossen sich auch in Glöthe die Einzelbauern zu Landwirtschaftlichen

Produktionsgenossenschaften zusammen. Kurt Böhnert arbeitete von 1960 bis 1966 als Vorsitzender in der LPG Typ I (nur gemeinsame Felderbewirtschaftung) und trat später in die LPG Typ III* ein. Anfang der 1960er Jahre erwarben Kurt und Hanna Böhnert ein Wochenendhaus in Friedrichsbrunn im Harz. Hier verbrachten sie dann mit ihren Kindern und Freunden ihre Urlaubstage.

Mit Erreichen des Rentenalters trat Kurt Böhnert aus dem aktiven Berufsleben aus und nahm als Vorsitzender des Schrebergartenvereins am Dorfleben teil. Außer-

* LPG Typ III: Alle land- und forstwirtschaftlichen Flächen, alle Maschinen und Geräte sowie alles Vieh wurden in die LPG eingebracht; Ackerland und Vieh zur persönlichen Nutzung unterlagen Höchstbegrenzungen.

dem erlaubte ihm sein Leben als Rentner Reisen zu seiner Schwester Margarete, seinen Cousins und Cousinen sowie den Geschwistern seiner Frau in die Bundesrepublik. Später führten ihn gemeinsame Reisen mit seiner Frau zu deren Bruder in die Schweiz oder Urlaubsfahrten mit dem Auto nach Österreich, nach Tschechien, an die Ost- und Nordsee. Eine Wanderung in den Alpen gemeinsam mit einem Neffen gehört für ihn, der sich immer sehr gern sowohl zu Fuß als auch mit dem Fahrrad bewegte, zu den beliebten Erinnerungen.

Drei Fahrten führten ihn auch mit seiner Familie in die alte Heimat nach Pommern. Sein Elternhaus in Bahrenbusch stand nicht mehr.

Evelin und Andrea, April 2015



Lob und Tadel

Magst den Tadel noch so fein,
noch so zart bereiten,
weckt er Widerstreiten.

Lob darf ganz geschmacklos sein,
hocherfreut und munter
schlucken sie's herunter.

MARIE VON EBNER-ESCHENBACH

Frieda Wendler – feierte ihren 100. Geburtstag



3. März 2015

Werter Herr Raddatz!

Vielen Dank für die Glückwünsche zum 101. Geburtstag meiner Mutter. Leider konnten wir diesen Geburtstag nicht feiern, da ich selbst seit dem 4. Februar bis wahrscheinlich 6. März noch im Krankenhaus bin.

Aber wir feierten den 100. Geburtstag mit einem Teil der Verwandten, beiliegend finden Sie ein Foto meiner Mutter von diesem Tag sowie ein weiteres vom August 2014.

Ich stehe mit Frau Garbers, geb. Gabain, in gutem Kontakt. Sie ist die Tochter von Mutters früherer Chefin vom Gut Dieck.

11. März 2015

Werter Herr Raddatz!

Danke für Ihre Karte. Schade, dass wir uns nicht sprechen konnten, aber oft ist gegen Abend der Akku meines Handys leer und es hängt am Stromnetz.

Mutter wurde am 3. Januar 1914 in Grumsdorf, Kreis Neustettin, geboren, eines von acht Geschwistern. Nach dem achtjährigen Schulbesuch war 5½ Jahre Feldarbeit bei Oberst und Major von Joeden angesagt. Danach war sie als Köchin bei Oberst von Joeden im Haushalt auf dem Gut.

Dann ging sie auf Gut Dieck zur Familie Gabain – bis zur Flucht.

Sie standen dann vor der »Gustloff«, die zum Glück übervoll war. Also ging es zurück für ein paar Mo-

nate, bis sie dann wieder los mussten, wo sie dann durch Bombenfall das letzte Hab und Gut loswurden. Mit dem Güterzug landetet sie mit einigen Leuten im Rheinland. Der Kommentar der Leute dort war: »Was wollt ihr hier, haben selbst nichts zu essen, geht zurück!«

Nach einiger Zeit sind Mutter und einige Leute auf Umwegen nach Berlin gekommen. Sie arbeitete in Schöneweide bei der NAG (einer Russenfirma), wo sie Bernhard Wendler, meinen Vater, kennenlernte und 1951 heiratete – danach als Hausfrau.

Als mein Vater 1969 (mit 66 Jahren) starb, arbeitete sie noch ein paar Jahre bei der Volkssolidarität im Clubhaus bei der Essensausgabe für Rentner.

Ende 2003 fing die Demenz noch leicht an, zum Ende stark dement. Die letzten Jahre waren somit nicht immer leicht mit ihr zu Hause. Jedenfalls ist sie ganz ruhig eingeschlafen. Leider war sie die letzten Monate im Heim, da ich drei Monate zur Herz-Operation war.

Pfingsten 2013 – da war sie schon 99 Jahre alt – waren wir noch zum Frühkonzert im Berliner Tierpark.



Augenblick

Andreas Gryphius,
1616–1664,
Glogau

mein sind die Jahre nicht,
die mir die Zeit genommen;
mein sind die Jahre nicht,
die etwa mögen kommen;
der Augenblick ist mein,
und nehm ich den in acht,
so ist der mein,
der Zeit und Ewigkeit gemacht.

Achtenhagen Ursula und Schöfisch Renate, beide aus der Lindenstraße in Neustettin

Frau Ursula Achtenhagen in Stralsund hat mir erzählt, dass Sie sich mit ihr telefonisch bereits über Neustettin unterhalten haben.

Sie hat dabei aber nicht unser »Wiedersehen nach über 60 Jahren« erwähnt, und wir haben nun beschlossen, dass ich dieses »Wunder« (es geschehen also immer wieder welche) schriftlich festhalte und Ihnen eine Kopie zukommen lassen soll.

»Wiedersehen nach über 60 Jahren«

Ich stamme aus Neustettin, einer Kleinstadt in Pommern, die jetzt zu Polen gehört. Es ist eine sehr schöne Stadt an einem langgestreckten See – zur pommerschen Seenplatte gehörig.

Im Januar/Februar 1945 ist meine Großmutter mit zwei ihrer Töchter und deren Kindern geflüchtet. Leider kamen wir nur bis Kolberg und wurden dort von den Russen eingeholt. Wir mussten dann nach Neustettin zurück. Erst im Herbst 1945 ließen uns die Russen ausreisen (ich war gerade elf Jahre alt). Ich kam zu meiner Mutter, die in Berlin lebte. Mein Großmutter und Tante durften nicht in Berlin bleiben.

Der Wunsch, meine Geburtsstadt und das Haus, in dem ich geboren wurde, wiederzusehen, war – nachdem ich älter wurde – immer vorhanden. Die politischen Verhältnisse ließen es aber leider nicht zu.

In den letzten Jahren wurden

jedoch immer wieder von Reisebüros Kurzreisen nach Polen, z. B. nach Danzig usw. angeboten. Neustettin war natürlich keine bekannte Stadt, die Touristen besuchen wollten. Trotzdem lohnt es sich, dorthin zu fahren. Sie zählt zu den schönsten Städten Pommerns.

Im Jahr 2006 bot ein Reisebüro eine Drei-Tages-Fahrt (Freitag bis Sonntag) in die Pommersche Schweiz, bzw. Pommersche Seenplatte an, wobei am Samstag Ausflüge u. a. nach Neustettin stattfinden sollten. Leider war diese Reise ausgebucht. Meine Enttäuschung war riesengroß. Aber wie sich später herausstellte, war das gut so und sollte so sein!

Im Jahr 2007 bot das Reisebüro wieder die Fahrt an, und zwar zu fünf Terminen. Und aus diesen Terminen habe ich mir gleich Anfang des Jahres den 8. bis 10. Juni 2007 ausgesucht.

Ich konnte die Abfahrt kaum erwarten. Noch nie war ich so aufgeregt. Als es endlich soweit war und ich am Ostbahnhof in den Bus steigen wollte, fragte ich den Reiseleiter, ob wir denn auch in Neustettin Aufenthalt haben werden. Er antwortete: »Etwa zwei Stunden«. Mein Platz war die 4. Reihe Fahrerseite. In der 5. Reihe saß ein Ehepaar.

Wir waren nur 20 Personen im

Bus. Als wir losfuhren, fragte der Reiseleiter die Fahrgäste, warum sie diese Fahrt unternehmen, d. h. welche Beziehung sie zu den in der Rundreise am Samstag angebotenen Orten hätten. Unter anderem sagte er dann den folgenschweren Satz: »Und zwei wollen nach Neustettin!!!«

Hinter mir spürte ich eine Unruhe; ich selbst war auch in Aufruhr. Als ich mich nach hinten umdrehte und die Frau sah, die an der Fensterseite saß, fand folgender Dialog statt:

Ich: Ich bin in Neustettin

geboren.

Sie: Ich auch.

Ich: 1934

Sie: Ich auch

Ich: Im September

Sie: Ich auch

Ich: am 5.

Sie: Ich am 7.

Ich nannte ihren Namen und sie meinen, und dadurch haben wir uns wieder erkannt.

Sie war meine Schulfreundin und wohnte in meiner Straße. 1945 haben wir uns aus den Augen verloren, wie das im Krieg so vielen ergangen ist. Sie ist mit ihrer Familie in Stralsund gelandet, wo sie noch heute wohnt.

Wir hätten uns nicht wiederer-



kannt, wenn der Reiseleiter nicht Neustettin erwähnt hätte, und es sollte so sein, dass ich im Herbst zuvor keinen Platz mehr bekommen habe, denn sonst hätten wir uns nicht gefunden. Welch ein schicksalhafter Zufall, dass ihr Sohn, der in Berlin wohnt, diese Reise für sie auch zu dieser Zeit (im Juni 2007) gebucht hat.

Wir haben uns dann nicht mehr gesprochen, mussten dieses überwältigende Ereignis erst einmal innerlich verarbeiten. Ich konnte es kaum glauben. Auch der Reiseleiter, der Fahrer und alle Fahrgäste waren davon berührt.

Es folgten drei wunderschöne Tage, in denen wir in jeder Minute zusammen waren. Wir haben uns sofort wieder gut verstanden. Nichts Fremdes stand zwischen uns, als wären wir nicht Jahrzeh-



te getrennt gewesen. Wir hatten uns sooo viel zu erzählen.

Am Samstag, dem 9. Juni kam der Höhepunkt: Zwei Stunden in Neustettin (natürlich viel zu kurz für uns beide). Der Busfahrer hat uns, nachdem die anderen Fahrgäste am Marktplatz ausgestiegen sind, noch bis zu unserer Straße bzw. unserem Haus gefahren.

Ich werde den Augenblick nie vergessen, als wir beide vorn im Bus neben dem Fahrer standen und ganz aufgeregt nach links sahen. Als ich mein Haus sah, war ich dermaßen aufgeregt, dass ich bis heute nicht mehr weiß, wie ich aus dem Bus gekommen bin.

Kurz gefasst: Beide Häuser stehen noch. In meinem Haus sind leider die Türen und Fenster zugemauert. Weshalb es unbewohnt ist, konnte ich nicht klären. Es ist

**Laß mich mit Freuden
Ohn alles Neiden
Sehen den Segen,
Den Du wirst legen
In meines Bruders Hand,
Güter und Haus.
Geiziges Brennen,
Unchristliches Rennen
Nach Gut mit Sünde,
Das tilge geschwinde
Von meinem Herzen
Und wirf es hinaus.**

Paul Gerhardt
1607–1676

ein schönes und stabiles Haus. Im Haus von meiner Freundin wohnen heute Polen.

Wir sind dann noch zu unserer Schule gelaufen und mussten dann wieder pünktlich an unserem Bus am Marktplatz sein. Die zwei Stunden waren für so ein erhebendes Wiedersehen natürlich viel zu kurz.

Wir waren so glücklich, uns wiedergefunden zu haben und wollten uns nicht mehr aus den Augen

verlieren. Wieder zu Hause angekommen, telefonierten wir viel und fassten den Entschluss, mal direkt nach Neustettin zu fahren.

Diesen Wunsch haben wir uns im Mai 2008 erfüllt. Wir haben fünf wunderbare Tage in Neustettin verbracht, alle Stätten unserer Kindheit besucht, sind am Streitzigsee entlang gelaufen, haben uns über den wunderschönen Rosengarten gefreut.

Nie hätte ich gedacht dass mich das Schicksal noch einmal in meine Heimatstadt führt und dort mit einem Menschen zusammenführt, der mir viel bedeutet hat und viel bedeutet.

Noch angemerkt:

Ein Onkel meiner Freundin (ein Bruder ihres Vaters) hat eine Tante von mir (eine Schwester meiner Mutter) geheiratet. Beide hatten eine Tochter – unsere gemeinsame Cousine.

Ich habe dann mit großer Mühe herausgefunden, dass diese Tochter in Berlin wohnt und dass meine Tante inzwischen verstorben ist.

Anfang Juni 2010 fahre ich nach Stralsund, um meine Freundin zu besuchen. Ich bin im Besitz eines kleinen Fotos, auf dem wir beide als Kinder in Dirndlkleidern zu sehen sind. Es muss 1944 gewesen sein.

Frühling in Wulfflatzke

Der Frühling in Pommern kam etwas später, aber dafür viel intensiver, manchmal fast über Nacht.

Nachdem das Wasser der Schneeschmelze versickert war, fing die Erde an zu dampfen und zu trocknen. Jetzt musste an den Nachwuchs der Hühner und Gänse gedacht werden. Mein Vater baute nach Plänen eine Grude-Klücke für die Eintagskücken, die wir aus einer Brüterei holten. Diese Grude-Klücke war ein kleines Häuschen mit der Giebelseite aus Glas und wurde an einer sonnenreichen, windgeschützten Stelle des Gartens aufgestellt. In der linken Seite des Häuschens befand sich die Heizung, ein Blechkasten, in den glühende Briketts kamen. Darauf wurde der Grude-Koks geschüttet, der sehr lange die Glut halten konnte.

Wir hatten in der Küche einen Grude-Kochofen, eine für damalige Verhältnisse schon sehr moderne Art des Kochens. Dieser Grude-Kochofen wurde auf Veranlassung meiner Mutter angeschafft.

Jetzt wurde nicht mehr auf dem offenen Feuer, sondern wie heute im Backofen gekocht.

Zurück zur Grude-Klücke. Sie musste immer unter Kontrolle ge-

halten werden. Bei Sonnenschein musste gelüftet werden, und eine Brandgefahr war auch vorhanden. Die Kücken entwickelten sich aber immer sehr gut. Das war schon eine moderne Art der Kückenaufzucht.

Die Gänse-Güssel waren auch geschlüpft. Meine Mutter hatte jetzt viel Arbeit, und ich sehe sie noch, wie sie oft in den Stall lief und so einem kleinen Güssel aus dem harten Ei half. Für uns Kinder ein wunderbares Ereignis der Geburt. Weil es im Stall zu kalt war, wurden die Güssel ins Haus geholt. Ihnen wurde eine Ecke in der Stube zugeteilt. So lebten sie einige Wochen mit uns. Sie gewöhnten sich an die menschlichen Töne und haben wohl auch manches Wort verstanden.

Wir Kinder mussten täglich junge Brennnesseln und auch Roggenpflänzchen holen. Diese wurden kleingehackt, mit Brotkrümeln und gekochtem Ei vermischt und an die Güssel verfüttert.

Jetzt wurde Mist aufs Feld gefahren, gepflügt, geeggt, Sommergetreide gesät und Kartoffeln gepflanzt, oft schon barfuß in die dampfende Erde. Mit der Lochmaschine waren vorher Löcher

ausgehoben worden. Dann wurden die Kartoffeln mit dem Häufelflug zugepflügt.

Die Sonne wurde kräftiger. Ein Summen und Zirpen erfüllte die Luft. Kein Auto- und Flugzeuglärm störte diese Ruhe. Die Natur erwachte mit allem, was sie an Farben und Gerüchen zu bieten hatte. Hinter der Hofmauer hatten wir zwei Kastanienbäume. Mit ihren Blütenkronen und -düften erfüllten sie unsere Herzen. Genau in dieser Zeit musste ich einmal wegen eines eitrigen Furunkels am Knie tagelang das Bett hüten. Am offenen Fenster habe ich, wie niemals mehr danach, das Erwachen der Natur in mir aufgenommen.

Die Dorfstraße musste jetzt jeden Sonnabend gekehrt werden. Jeder kehrte seine Grundstückslänge bis zur Straßenmitte. Das geschah nach Feierabend, und das ganze Dorf war dann auf den Beinen. Gendarm oder Landjäger Grübnau ritt danach durchs Dorf und kontrollierte alles.

Das Pfingstfest gehört ja auch zum Frühling, das schönste Fest des Jahres. Tagelang wurde vorbereitet, die Ställe gesäubert und gestrichen. Es wurde geputzt und gebacken, denn meistens kam Besuch. Am Pfingstsonnabend wurde ein Wagen voll Birkengrün geholt. Am Weg nach Barken stan-

den und stehen heute noch große Birken. Beim Absägen einiger Äste fiel einer auf die Stromleitung, und ich bekam im Baum einen kräftigen Stromschlag. Das hat mich ziemlich geschockt. In den nächsten Jahren habe ich diese Bäume gemieden.

Zu Hause wurde das Birkengrün im Stall und im Haus verteilt. Zu beiden Seiten der Haustür und des Hoftores wurden die schönsten Stämmchen befestigt und an jeder Stalltür ein großer Zweig. Den Geruch der allmählich welkenden Birkenblätter habe ich noch heute in der Nase.

Pfingstsonntag ging es in die ebenso schön geschmückte Kirche. Pfingstmontag starteten wir zur obligatorischen Pfingsttour mit geschmückten Pferden und dem Reisewagen. Der Reisewagen entsprach dem heutigen Caravan für die mittleren Bauern, während Kutsche oder Jagdwagen den größeren Bauern oder Gutsbesitzern vorbehalten waren. So ging es raus in die herrliche Natur durch Wald und Feld und durch einen Nachbarort, aber nicht zu weit, denn die Pferde sollten sich an diesen Tagen von der Feldarbeit erholen.

*Klaus Hammesfahr
aus Langfeld
früher Wulfflatzke*

termine termine termine termine termine

Treffen der ehemaligen Bewohner von **Grünwald**,
Augustenhof und Burghof vom **4. bis 6. September 2015**
in 29456 Hitzacker (Hotel Familie Hewekerl,
Weinbergsweg 25, Tel. 058 62-9 67 20)

Haupttag ist der Sonnabend (5. September 2015)

weitere Auskünfte: Ernst Mielke, Tel. 021 02-84 11 70

Treffen der **Ratzebuhrer** im Ostseebad Niendorf,
11. bis 13. September 2015, Hotel Mein Strandhaus –
Friedrichsruh, Strandstraße 65 – 67, Auskunft: 02 21-69 87 85,
Siehe Einlage

Patenschafts- und Heimattreffen, **Neustettin**, Stadt und Kreis,
25. bis 27. September, in 23701 Eutin, Brauhaus, Großer Saal,
Auskunft: 02 21-69 87 85

BERLIN – Einladung

Liebe Mitglieder und Gäste des **Heimatkreises Neustettin**.

Wir treffen uns jeweils um 15 Uhr im Ratskeller Charlottenburg,
Otto-Suhr-Allee 100, 10585 Berlin.

am 19.9.2015 17.10.2015 14.11.2015 12.12.2015

Juli und August Sommerpause

Weiterer Termin:

Zentrale Erntedank-Veranstaltung am 4.10.2015

Pommersche Landsmannschaft/Berlin,

Der Vorstand Heimatkreis Neustettin, Horst Beier aus Mahlow,

Auskunft: 033 79-37 65 71

termine termine termine termine termine

*Helga Geske-Geller aus Osterholz-Scharmbeck,
früher Neustettin, Frühjahr 2015*

Nach 70 Jahren schreibe ich meine Erinnerungen der Familie Reinhold Geske auf.

Mein Vater Reinhold Geske führte in der Preußischen Straße 2 in Neustettin ein gut gehendes Geschäft, das vielen Neustettinern bekannt war als Leder Geske. Uns ging es gut!

Er (aus dem Kreis Flatow) und unsere Mutter Hertha (geb. Scherbarth, sie stammte aus Tempelburg) hatten 1931 das Haus Preußische Straße 2 gekauft, Kaufpreis: ca. 20 000 Reichsmark; ihre Hochzeit war am 12. Mai 1931 in der Nikolaikirche.

Die Eltern besaßen auch einen schönen Garten mit einer festen Laube und mit einer Pumpe. Er

lag unterhalb des Scheunenberges zum Niesedop hin. Unser Nachbar, Herr Sommer, Hausmeister im Fürstin-Hedwig-Gymnasium, bezog schon vor 1944 Tulpen aus Holland. Weiße Büsten zierten seinen Garten.

Als einziges Mädchen (geb. am 26. Oktober 1938) mit vier Brüdern wurde ich reichlich verwöhnt; ich war der Augapfel des Vaters. Ich erinnere mich daran, dass ich schon dabei sein durfte, wenn die Wäsche von der Bleiche in den Niesedop-Wiesen nach Hause geholt wurde. Sie wurde dann kräftig gereckt und gestreckt. Und dann





fuhren wir Kinder die saubere Wäsche wieder auf dem Handwagen zur Heißmangel am Buttermarkt. Danach brachten wir sie wieder nach Hause.

Zu Hause gab es viel Musik, denn mein Vater war sehr musikalisch. Er konnte schön und kräftig singen, spielte Akkordeon und sogar Geige. Meine Brüder Hans-Joachim und Udo wurden zum Akkordeon-Unterricht geschickt. Sie waren davon aber nicht so begeistert und haben oft geschwänzt.

Im Sommer fuhr der Vater mit der Mutter und uns fünf Geschwistern mit dem Auto – solange es noch möglich war – zum Badeurlaub an die Ostsee, und zwar in das Seebad und Fischerdorf Nest, damals so der erste Badeort an der

Kösliner Küste. Heute gehört es zu dem bekannten Badeort Mielnö (früher Großmöllen).

An einem Wochenende fuhr uns der Vater hin, kehrte dann allein nach Hause zurück ins Geschäft, und holte uns am folgenden Wochenende wieder nach Neustettin. In den letzten beiden Jahren fuhren wir mit der Eisenbahn.

1944

Immer wieder waren wir am Streitzigsee, unserem liebsten Spielplatz. Im Sommer waren wir in der Badeanstalt, die nur aus Holzplanken bestand. Sogar ein Strandkorb hatte sich dahin verirrt. Für uns Kinder ein Wunder. Im Süden des Sees befand sich ein kleiner, weißer Sandstrand.

Im Winter unternahmen wir auf dem zugefrorenen, zugeschneiten

See mit dem Schlitten weite Spaziergänge. Manchmal sausten Eissegler an uns vorbei zum großen Vergnügen der Erwachsenen und der Kinder.

Der Bootsanleger befand sich unterhalb des Schlosses. Ein weiteres Ziel war der Bismarckturm. Wenn man ihn bestieg, hatte man eine herrliche Aussicht und konnte gut Photos aufnehmen.

Fast jeden Nachmittag ging unser Kindermädchen mit uns Kindern in den Rosengarten und weiter durch die Anlagen zum Musik-Pavillon. Vormittags strolchten meine Brüder Siegfried und Udo häufig durch die Anlagen, um Bäume zu erklettern und auf den Zweigen hin und her zu schwingen. Manchmal fütterten wir auch mit Brotbrocken die Enten am Entenhäuschen.

Im Spätsommer wurde auf dem Buttermarkt der Film »Kolberg« gedreht. Wir beobachteten es gespannt aus höher liegenden Fenstern in der Königstraße.

Am Sonntagvormittag – während die Mutter das Mittagessen zubereitete, ging mein Vater regelmäßig zur Post, um aus den Schließfächern Briefe abzuholen. Ein oder zwei Kinder begleiteten ihn. Oft ging es zur Mause-Insel, und eine Selters-Brause wurde spendiert.

Ein anderer Spaziergang führte uns zur Garage. Dort stand unser weinroter Opel – allerdings ohne Bereifung. Die Reifen mussten während des Krieges abgeliefert werden. Wir Kinder wünschten uns nichts sehnlicher, als mit dem Auto zu fahren. (1957 kaufte sich mein Vater voller Stolz das erste Auto nach dem Krieg, einen Opel Rekord, weinrot mit weißem Dach und Reifen mit einem weißen Band).

Der Volksschul-Unterricht meines Bruders Udo (8) fand, sitzend auf dem Rasen des Sportplatzes, statt. Da ich meinen Tornister schon besaß, habe ich ihn oft begleitet.

Unsere Spielkameraden wohnten im Haus gegenüber, Preußische Straße 1. Es waren die drei Kinder des Zahnarztes Richter in der 1. Etage.

Am 26. Oktober 1944 haben wir meinen sechsten Geburtstag noch gut gefeiert und ein sehr schönes Foto mit der ganzen Familie im Rosengarten aufgenommen.

Am 30. Oktober ging es immer zur Sparkasse, um unsere Ersparnisse auf dem Sparbuch eintragen zu lassen. Dazu gab es kleine Geschenke.

Im November und Dezember machten auf dem Marktplatz in Neustettin voll gepackte Planwagen Rast, Sechs-Spänner, schwarze Pferde, um Wasser aufzufüllen.

Wir Kinder bestaunten diese Gespanne sehr und waren ganz aufgeregt. Wir fragten die Eltern immer wieder: »Wann geht es los? Wir wollen auch verreisen.«

Vater verfolgte in strenger Geheimhaltung das Kriegsgeschehen am Volksempfänger in der Küche. Unser Haus war großräumig unterkellert.

Weihnachten feierten wir noch wie immer. Mein Bruder Udo hatte es gleich eilig, nach dem Fest zum Rathaus nebenan zu den Kellerfenstern links zu laufen. Dort waren Sträflinge untergebracht, denen er seinen Spielzeugpanzer verschacherte. Fünf Reichsmark erhielt er dafür. Er war glücklich – die Eltern waren böse mit ihm.

Vater gehörte zum Volkssturm und konnte seine Leder-Großhandlung unter Beobachtung weiterführen. Er hatte die Verteilstelle der Gasmasken. Das war für uns Kinder ein Heidenspaß. Wenn ich daran denke, habe ich heute noch den saugenden, dumpfen Gummigeruch in Nase und Mund.

Im Laden drängten sich die Kunden. Koffer gingen über die Ladentische, dass die hängenden Kugellampen nur so schaukelten.

1945

Am 5. Januar klopfte es morgens energisch an der Schlafzimmer-

tür. Ich hörte, wie die Sporen des Nazi-Offiziers klapperten. Der Lautruf war, dass wir sofort Neustettin verlassen müssen!

So wurde schnell alles verpackt, was zu greifen war: zwei braune Koffer, die Brüder trugen je einen Rucksack. In einem war das Akkordeon mit Noten. Ich packte meinen Tornister mit Puppe und Zeug, mit Schiefertafel und Griffel. Ostern sollte ich eingeschult werden.

Noch im Januar, an einem Mittwoch, machten wir uns, meine Mutter und wir fünf Kinder, auf den Weg zu Fuß zum Bahnhof Kietz – mit all dem Gepäck und einem Fahrrad – um einen Zug nach Westen zu erreichen. Es lag zehn Zentimeter Schnee. Ich erinnere mich genau, dass ich Schwierigkeiten hatte, meine Stiefel aus dem Schnee herauszuziehen.

Alter der fünf Kinder 1945

Hans-J.	zwölf	geb. 19.02.32
Siegfried	zehn	geb. 30.04.34
Udo	acht	geb. 14.07.36
Helga	sechs	geb. 26.10.38
Klaus	zwei	geb. 12.04.42

Wir nahmen Abschied vom Vater. Er riet Mutter noch, dass wir aufs Land gehen sollten, denn dort gibt es schon etwas zu essen. Es begleitete uns die Hausangestellte, Frau

Gerda Villwock aus Stepen. Die erste langsame Zugfahrt endete schon in Labes. Unterwegs hörten wir Kanonendonner, und der Horizont war rot. In Labes auf dem Bahnhof verließ uns Frau Villwock. Sie hatte auf dem Bahnhof auf dem anderen Bahnsteig ihre Schwester mit Familie entdeckt.

Unser schönes, neues Fahrrad hatte sich gleich ein Offizier gekrallt – nach Mutters Erzählung. In Labes wurde uns ein Zimmer zugewiesen. Wir schliefen unter Wolldecken, die uns nicht genug wärmten. So fuhr meine Mutter mit meinem Bruder Hans-Joachim mit dem Zug zurück nach Neustettin, um Federbetten zu holen. Unterwegs erfuhren sie schon von Soldaten, dass die Russen vor oder in Neustettin einmarschiert waren. So schnell wie möglich wieder zurück mit dem Zug nach Labes.

Nach einigen Wochen machten meine Mutter und wir Kinder – mit dem ganzen Gepäck – uns auf den Weg zum Bahnhof. Leider mussten wir bald wieder umkehren, denn mein Bruder Siegfried bekam einen starken Durchfall. Am nächsten Tag versuchten wir es wieder, einen Zug zu erreichen – auf einem überfüllten Bahnhof. Alles lief drunter und drüber. Ich musste mit meinem Bruder Klaus auf den Koffern sitzend warten.

Nach langem Warten bestiegen wir einen Personenzug nach Stargard. Unsere Familie hatte ein ganzes Abteil für sich, mit langen Holzbänken. Mutter hatte ein großes Federkopfkissen für Klaus (2¾ Jahre alt) mitgenommen, außerdem ein ganzes großes Brot und ein großes Messer.

Langsam setzte sich der lange Personenzug in Bewegung und fuhr auch weiter ziemlich langsam. Oft hielt er an kleinen Bahnhöfen. Aber unsere Mutter hat es nicht gewagt auszusteigen. Der Zug konnte ja jeden Moment weiterfahren. Die Angst war zu groß, dass wir uns verlieren könnten. Zwei Männer haben uns schließlich oben von Paketablage zu Paketablage zwei Wolldecken gespannt. So konnten die Jungs sich einmal hinlegen. Sonst saßen wir nur auf den Bänken.

Dann haben wir bei hellem Mondenschein die Oderbrücke erreicht, der Zug hielt länger. Nachdem wir weitergefahren waren, wurde die Brücke gesprengt, um ein Hindernis für den weiteren Russenvormarsch zu sein (irgendwie erfuhren wir es).

Weiter fuhren wir über Hamburg nach Bremen, kurzer Zwischenstopp, weiter nach Osterholz-Scharmbeck. Hier, am 5. März 1945, war Endstation, alle



mussten den Zug verlassen. Bei hellem Mond stiegen wir auf dem Bahnhof aus, gegen 22 Uhr endlich die Beine strecken.

Gleich wurden wir geleitet und gingen mit dem ganzen Gepäck zu einem Hochhaus, das in der Nähe lag. Ganz oben konnten wir uns auf Strohsäcke legen und bekamen heiße Milch zu trinken.

Am nächsten Morgen standen einige Pferdewagen vor der Tür. Alle bestiegen diese Wagen, die in verschiedene Himmelsrichtungen fuhren. Unser Wagen kam in Scharmbeckstotel an. Von der einheimischen Bevölkerung wur-

den wir empfangen. Alle waren schon weg; uns wollte keiner haben. Dann wurden wir der Familie Böker zugewiesen, Settenbeck am Ende des Dorfes. Ein altes Mütterchen empfing uns.

Unseren Vater hatten wir am Abreisetag zuletzt gesehen. Wir hatten in Berlin eine Kontaktadresse. Dort lebten zwei Brüder meines Vaters. Nach Kriegsende kam er zu Fuß in unsere Unterkunft nach Scharmbeckstotel.

Über das Leben danach wurde im Heft »Mein Neustettiner Land« 14.1 berichtet, siehe da.

Reisebericht von Frau Gerda Ricke

Oldenburg, den 16. Oktober 2014

Hallo, Herr Dr. Raddatz!

Wir sind also nach Neustettin, Tempelburg und Alt Draheim gefahren und waren über die positiven Veränderungen dort sehr angenehm überrascht. Es ist wieder ›Pommern‹, nicht so grau, so vernachlässigt wie bei unserem Besuch 1997. Damals war ich sehr traurig, denn es war sehr ›sozialistisch‹ in allem. Jetzt ist ein deutlicher Fortschritt zu sehen.

Der jetzige Bürgermeister scheint Neustettin gut zu tun. Wir hatten einige schöne Erlebnisse. Mittags saßen wir am Markt im

Café und tranken Kaffee usw., da ertönte ein Trompetensolo vom Rathausturm, eine schöne Idee!

Der Küster der ehemaligen Nikolai-Kirche öffnete uns das Absperrgitter und bat uns in das Kircheninnere und war sehr gerührt, als er hörte, dass wir hier beide getauft worden sind. Die Orgel wurde gestimmt, die Sonne schien, es war sehr emotional für uns.

In der Pommernstraße 21 standen wir dann vor unserem Geburtshaus. Der Besitzer kam heraus, konnte wohl etwas deutsch verstehen, fragte nach den Namen der damaligen deutschen Bewoh-





*Es schauen die Blumen alle
Zur leuchtenden Sonne hinauf;
Es nehmen die Ströme alle
Zum leuchtenden Meere den Lauf.*

*Es flattern die Lieder alle
Zu meinem leuchtenden Lieb,
Nehmt mit meine Tränen und Seufzer,
Ihr Lieder, wehmütig und trüb!*

HEINRICH HEINE, 1797–1856

ner. Das fand ich erstaunlich. Wir sollten ins Haus kommen, aber wir wollten nicht. Das Haus war erweitert worden und bestens in Schuss, wie die ganze Pomorska, wie ganz Neustettin und ›umzu«.

Auch in Tempelburg, in der Brunnenstraße, war wieder etwas geschehen. Es gab wieder Gehwegplatten, keinen Sandweg mehr. Der Marktplatz war ja immer ein Vorzeigeobjekt, immer bestens in Schuss, auch 1997 und 2005. Nur das Hotel bei der Kirche gibt es nicht mehr.

Alt Draheim hat sich auch herausgeputzt. Einen großen Segelhafen gibt es. Die Saison war aber schon überall vorbei, an allen Seen.

In Neustettin war die alte Blücher-Badeanstalt schön hergerich-

tet. Wir konnten auf den Bootssteg und die Aussicht auf den See mit Sonnenuntergang genießen. Es war so beruhigend und friedlich. Nach 2005 wollte ich eigentlich nicht mehr nach Neustettin fahren; es war für mich damals ein Abschied. Jetzt denke ich: Vielleicht gibt es ja doch noch mal ein Wiedersehen mit Pommern.

Ja, es waren gute Tage für uns in unserer Geburtsheimat. Auffallend war die Lebendigkeit in Neustettin. Die jungen Leute waren so ganz anders als hier, so jung und normal, nicht so abgehoben. Es hat uns ausnehmend gut getan!

*Gerda Ricke
aus Oldenburg
früher Neustettin, Pommernstr. 21*

Von Nachbarn und anderen lieben Leuten

von Friedchen Schönemann, verh. Lauersdorf

4. Fortsetzung

Wer fällt mir noch ein? Ja, Brunnenbauer Dietrich, vor dem ich immer ein bisschen Angst hatte. Vater und Sohn kamen mir so furchtbar stark vor. Und dann Pötter Splittgerber mit seiner schönen Tochter Elfriede. Was hatte das Mädchen für schöne, lange, blonde Zöpfe!

In der Fließstraße hatte ich eine Schulkameradin, Erna Kranz, bei der ich gerne war, vor allem, wenn die Birnen reif waren. Nahe am Fließ stand ein Birnbaum, der ganz besondere Früchte trug, Birnen mit rotem Fleisch. Solche Birnen habe ich nirgendwo sonst gesehen. An der anderen Straßenseite gab es eine hohe Mauer aus Feldsteinen, gekrönt mit dicken Eisenstangen. Das war ideal zum Turnen, aber nicht ganz ungefährlich.

Gehen wir weiter in die Stadt, bei Ecklewin in die Luisenstraße. Wo später die Drogerie war, hatte ein älteres Ehepaar einen kleinen Wollladen. Wie gerne habe ich dort schöne, bunte Wolle gekauft, das Knäuel für 10 Pfennig. Das waren noch Zeiten!

Einige Häuser weiter waren in einem schmalen Schaufenster Hüte ausgestellt, die allerdings schon etwas verstaubt aussahen und nicht mehr der gängigen Mode entsprachen. In dieser Straße hatte auch Manig sein erstes kleines Geschäft. Stellmacher Großmann sorgte dafür, dass die Bauern runde, haltbare Räder für ihre Ernte- und Mistwagen hatten. Dem Schmied Bereuter bin ich gerne aus dem Weg gegangen. Da sprühten mir die Funken zu sehr unter den viel zu starken Armen des Schmieds. Noch ein Geschäft war in der Luisenstraße, Pegelows. Da konnte man Geschirr und Nachttöpfe kaufen, die ja manchmal ein Loch bekamen. Auch die Strümpfe für die Gaslampen bekam man bei Pegelows.

Von der Luisenstraße in die Marktstraße. Neben Bäcker Sommerfeld war der Laden von Wagenknecht, wo ich kaum einmal drin war. Mir war es dort zu dunkel. In der Apotheke holte man sich Abführmittel und Läusepulver bei dem sehr freundlichen Apotheker.

Zu Peemüller brachte man seine ersten selbstgeknipsten Bilder zum Entwickeln. Hier am Marktplatz waren auch die meisten öffentlichen Gebäude wie Post, Kirche und Rathaus und unsere alte Schule. Im Rathaus wohnte unser lange Zeit einziger Ordnungshüter mit seinen drei Kindern, die Mädchen besonders hübsch.

Stacho, wie er allgemein genannt wurde, war ein recht liebenswerter Mann von ein wenig kleiner Statur mit einem stattlichen Bäuchlein. Seinen kleinen Wuchs versuchte er durch manchmal komisch wirkende Barschheit zu überspielen. Und es war ja wirklich nicht seine Schuld, dass es rund um den Marktplatz einige Wirtschaften gab, die er zu kontrollieren hatte. Kaum aus der Haustür war gleich nebenan Tründelberg mit Ausschank, gegenüber Barz und an der anderen Seite auch noch einige. Was Wunder, wenn vom vielen Kontrollieren die Nase rot und Stacho ein wenig wacklig auf den Beinen war. Es gab aber immer hilfreiche Mitbürger, die den so dienstbeflissenen Mann mit Handwagen oder Schubkarre gesund zu seiner Familie heimbrachten. Aber nichts über unseren guten Stacho. Als später dann so vieles verboten war, das Schlachten von zu vielen Schweinen und vieles andere

noch, hat er so manches Mal beide Augen zugemacht. Seine drei Kinder wollten ja auch satt werden.

Gleich beim Rathaus war die alte Schule. Und eines Tages war es vorbei mit dem sorglosen Bumeln und der köstlichen Freiheit. Der sogenannte Ernst des Lebens begann. Zuerst fand ich es ja ganz lustig, wenn die Griffel in dem hölzernen Kasten so schön klapperten und die beiden Tafellappen fröhlich aus dem Tornister baumelten. Aber die erste Begeisterung war bald vorbei, jedenfalls bei mir, als die Schule in Arbeit ausartete. Welche Plage allein das Stillsitzen. Die Zeit hätte man doch viel besser am Wasser oder im Schnee verbringen können. Selbst im Sommer wurden die Fenster zugemacht, um durch nichts von draußen abgelenkt zu werden. Das Summen der dicken Fliegen habe ich heute noch im Ohr. Die wollten auch so gerne raus in die Freiheit.

Fräulein Tetzlaff war unsere erste Lehrerin und gab sich große Mühe, uns das Rauf, Runter, Rauf, Pünktchen drauf beizubringen, so dass wir bald die Buchstaben lesen und schreiben konnten. Ich fand, das genügte vollkommen für ein erfolgreiches Leben und hätte gerne Schluss mit der Schule gemacht mit der dummen Zeitverschwendung. Aber nein, Schule muss sein,

erzählten uns die Erwachsenen. Da gab es ein Mädchen, Wanda Fischer, die kam einfach nicht zur Schule und wurde von Stacho oft dorthin gebracht. Nur der uns angedrohte Teerbaum, mit dem man angeblich Schulschwänzer in die Klasse brachte, fehlte, den habe ich niemals gesehen.

Das erste Schuljahr fand im Parterre statt, das nächste eine Treppe höher. Die alten Stufen knarrten ganz erbärmlich unter den vielen Kinderfüßen, und Fräulein Verwiebe hatte das Vergnügen mit uns. Sonnabends hieß es Tafelwaschen. Der helle Holzrand musste fast weiß werden. Dabei verschwanden die roten Linien auf der Tafel recht schnell, das war weniger schön. Bei mir waren Tafel und Griffel oft nur Bruchstücke. Das störte mich kaum. Es dauerte nicht lange und Mutter erwischte mich dabei, wie ich meine Schularbeiten von Trudchen Lipkow machen ließ. Die war schon ein Jahr weiter, und für ein paar Murmeln oder ein schönes Glanzbild hatte sie öfter die Tafel für mich vollgeschrieben.

Eine Turnhalle gab es in dieser Schule nicht. Es kam einmal in der Woche ein Fräulein Streek und machte mit uns zwischen den Bänken ein paar Freiübungen. Saßen wir zu viert oder gar zu sechst in einer Bank? So fing

unsere Schulzeit an und dauerte so schrecklich lange. Aber heute würde ich liebend gerne noch einmal die Schulbank drücken, und ich verspreche, ich würde nicht wieder so faul sein.

Nach drei Jahren Volksschule kam Schulrat Popp und prüfte, wer zur Mittelschule wollte. Die kostete aber Schulgeld, was viele Eltern nicht hatten. Ganz sicher gab es so manchen Schüler, der in die höhere Schule gehört hätte, aber das leidige Geld fehlte. In der Mittelschule waren ausgezeichnete Lehrkräfte. Aber welcher Schüler gibt das schon zu, der sowieso keine Lust zum Lernen hatte. Da war Herr Henze, der uns die englische Sprache beibringen sollte. Ich glaube, dieser Lehrer hat wohl unter uns schrecklichen Schülern am meisten gelitten. Schon vom Äußeren her, klein und rund mit einer Tonsur-Frisur, konnte er keinen großen Respekt erlangen. Er hatte die unangenehme Angewohnheit, uns an den Schläfenhaaren zu ziehen, was ganz schön weh tat. Nur bei dem langen Walter Schneider hatte er damit seine Schwierigkeiten. Wenn Walter sich in seiner ganzen Größe erhob, hatte Herr Henze keine Chance. Auch seine Aufforderung: »Walter, komm mal runter!« nützte nichts. Walter, weißt Du noch Deine dreiste Antwort? Ich habe Herrn Henze noch

einmal lange nach der Schulzeit getroffen. Er kam die Stufen vom Rathaus herunter, und bei jedem Schritt machte sein langer Säbel oder Degen oder was es sonst war, ein lautes Klack-Klack. Das war so komisch, dass ich laut lachen musste. Herr Henze nahm es nicht übel. Er stimmte in mein Lachen ein und lud mich zu einer Tasse Kaffee ein ins Café Pöppel – oder hieß es damals schon Hübener. Es wurde eine unvergessene Plauderstunde.

Herr Jahnke wohnte in einer wunderschönen Villa am Weg zum See hinunter. Ein ernster, gestrenger Herr. In seinem Garten in der Sonnenstraße hielt er einige Bienenstöcke, und er wollte auch mal den Anbau von Weintrauben versuchen. Die Mauer hinter den Reben wurde schwarz gestrichen, um die Sonnenwärme zu speichern. Er kam aber nie dazu, Trauben zu ernten. Sie waren zwar essigsauer, aber geklaut haben wir sie doch – auch trotz der Bienen.

Der beliebteste Lehrer war ohne Zweifel Paul Reinke, von allen Schülern liebevoll Papa Reinke genannt. Bei ihm machte sogar mir das Lernen Spaß. So manche Stunde begann er mit einem Scherz oder einem netten Witz.

Für die französische Sprache war Fräulein Krampe zuständig, vor der wir großen Respekt hatten. Sie war schnell mit Strafarbeiten

zur Hand, aber gelernt haben wir bei ihr bestimmt sehr viel.

Vokabeln und Grammatik vermittelte uns der alte »Ploetz-Cares«. Er begleitete uns durch alle Klassen und war am Ende doch ziemlich zerfleddert.

Herr Mundt unterrichtete in Geschichte, er verlangte viel von uns. Mit Schrecken denke ich an die vielen Geschichtszahlen, alle Kaiser und Könige von Pipin, dem Kurzen oder Faulen, bis zu den vielen Karls und Friedrichs, von wann bis wann sie jeweils regierten, alles sollte man wissen, jeden Krieg so gut wie miterleben. Es war eine rechte Plage, aber doch sehr interessant. Herr Mundt ist wohl nie ganz über sein schreckliches Erlebnis mit dem Segelboot hinweggekommen, sicher deshalb seine Strenge.

Wir hatten viel Respekt und manchmal auch Angst. Als er aber dann ein Verhältnis mit Fräulein Krampe begann, verlor er viele Sympathien. Es nahm kein gutes Ende. Herr Mundt wurde versetzt, und Fräulein Krampe erhängte sich.

Ich traf Herrn Mundt 1947 oder 1948 in Bad Mündler. Er hatte sich kaum verändert, war sehr freundlich zu mir und wusste sofort, wer ich war. Er erzählte mir, dass er hier am Ort bei seiner Schwester lebe, und sicher ist er dort auch verstorben.

Geleitet wurde unsere Bismarckschule von Rektor Gehrke. Ein wunderbarer Rektor, vornehm und ruhig mit großem Wissen. Er liebte das Geigenspiel und spielte auch selber gern. Dabei konnte er bei wehmütigen Weisen und romantischen Melodien vor Rührung weinen. Und schon hatte er seinen Spitznamen weg: Franz der Geiger. Dieser, von jedermann hoch geachtete Mann blieb von einem harten Schicksalsschlag nicht verschont. Seine einzige Tochter Marie, nicht mehr gerade die Jüngste, hatte einen Mann zum Heiraten gefunden, wenn ich mich nicht irre, ein Lehrer wie sie selbst. Wie sich das so gehört, wurde ich mit einem Blumentopf zur Gratulation geschickt. Es war ein weiter Weg zum Hochzeitshaus. Ein Stück Kuchen würde mich wohl ein wenig entschädigen, so dachte ich – und wurde enttäuscht. Der Brautvater selbst öffnete mir die Tür, und mit Trauer in den Augen erklärte er mir: »Mein Kind, die Hochzeit findet nicht statt.« Na sowas, war doch der Bräutigam sang- und klanglos verschwunden, einfach weg. Was das für den alten Herrn bedeutete und wie er mit diesem Kummer fertig würde, bedachte ich natürlich nicht. Ich war nur ärgerlich, dass ich den weiten Weg umsonst gemacht hatte, ohne ein Stück Kuchen zu bekommen.

Was man so alles in unserem kleinen, friedlichen Tempelburg erleben konnte! Aber warum nicht, es belebte das tägliche Einerlei und sorgte für eine Weile für Gesprächsstoff. Aber der Alltag deckte bald alles wieder mit Vergessen zu.

Aber nochmal zu unseren Schultagen. Wenn ich so bedenke, was uns alles so eingepaukt wurde. Was mussten wir für lange Gedichte lernen. Aber ich glaube, es war gut so, denn nur, was man wirklich auswendig lernt, bleibt im Gedächtnis.

Meine Enkel sind immer wieder erstaunt, was ich noch alles weiß nach mehr als einem halben Jahrhundert! Wie schade, dass unsere großen Poeten so in Vergessenheit geraten. Fragt man heute einen Gymnasiasten nach Novalis, Chamisso oder Ernst Moritz Arndt, glauben sie doch tatsächlich, das wäre einer von der letzten Demo. Diese Jungen wissen zwar, dass sie gegen alles und jedes Protest erheben wollen, aber wo Pommern liegt, habe ich ihnen erst im Atlas zeigen müssen. Das ist traurig! Das soll aber bei Gott nicht heißen, dass unsere Generation nur Musterschüler und kreuzbrave Kinder hatte, nein, das waren wir ganz gewiss nicht.

Fortsetzung folgt

Als die Tempelburger Straße der Mittelpunkt von Ratzebuhr war

Das muss vor gut siebzig Jahren gewesen sein; ich kann es nicht vergessen. Immer noch erinnere ich mich an unseren Freund Horst (Schmidt), wie er vor seinem Elternhaus mitten auf der Tempelburger Straße steht und in ungewohnter Lautstärke ruft:

»Zirkus Belli kommt« und noch einmal »Zirkus Belli kommt.«

BELLI, was für ein Klang in unseren hinterpommerschen Ohren. Sofort lief die ganze »Bande« zusammen. Und da sahen wir auch schon: den größten Zirkus, der je in Ratzebuhr war. Aus Richtung Hindenburgplatz bewegte sich langsam wie ein langer, bunter Wurm eine Kolonne farbiger Zirkuswagen, gezogen von Treckern, Autos und Pferden, auf uns zu. So etwas hatten wir noch nie gesehen, wir kannten nur »Kinderzirkus« unterm freien Himmel.

Wo wollte dieser Zirkus hin? Bis zur Mitte der Tempelburger Straße, genauer gesagt bis auf unseren »Kampfplatz« (oder Spielplatz) zwischen Spritzenhaus, Schlauchturm und »Birken«.

Für uns Kinder eine Sensation. Übrigens, der kleine Platz hatte keinen Namen.

Mir ist heute noch rätselhaft, wie die Zirkusleute auf dem engen Raum ihre schwere Arbeit verrichten konnten. Da wurde rangiert, gezogen und geschoben, alles was Räder hatte, wurde verteilt. Dicht am Schlauchturm, auf den ersten Metern der Verbindungsstraße zur Forststraße und unter Bäumen standen große und kleine Zirkuswagen. Aber in der Mitte blieb, natürlich, ausreichend Platz für das große Zirkuszelt.

Die Ankunft von Zirkus Belli in Ratzebuhr hatte sich inzwischen herumgesprochen. Immer mehr Neugierige kamen, hauptsächlich Kinder, Jugendliche, Mädchen und Jungen. Auch unsere »Freunde« aus der Forststraße ließen sich sehen. Kein Problem, es herrschte »Burgfrieden«.

Wie gern hätten wir geholfen. Aber wir standen im Wege, wurden zurückgedrängt und sogar beschimpft. Dafür hatten wir kein Verständnis (unsere Eltern sicher um so mehr). Das Aufrichten des viermastigen Hauptzeltes erlebten wir deshalb aus der Ferne.

Der nächste Tag. Nachmittagsvorstellung? Kann mich nicht erinnern. In meiner Erinnerung



ist allein der Abend vorhanden, der Höhepunkt in unserem Viertel. Und wir Kinder mittendrin. Selbstverständlich nur bis kurz vor Beginn der Abendvorstellung, weil es auch damals so etwas wie ›Jugendschutz‹ gab. Trotzdem, wir konnten viel beobachten. Keine Autos, keine Fahrräder, aber Fußgänger, die aus allen Richtungen in die Tempelburger eilten.

Der mit Blumen und bunten Fahnen geschmückte Zeltingang und der kleine Kassenwagen davor wurden von einem Scheinwerfer

angestrahlt. Hier sammelten sich alle, die in den Zirkus wollten, und jeder freute sich auf die Vorstellung. Ich glaube, nie waren mehr Menschen in unserer sonst so stillen Straße.

Auf dem Zeltdach leuchteten helle Lichterketten, darüber in großen, roten Buchstaben BELLI. Und als wir aus dem Zelt die ersten Musikklänge hörten, war für uns Kinder die Vorstellung beendet. Wir mussten ins Bett, jedoch stand für die meisten von uns fest: Zirkus ist das Größte!

Gleich nach Ende der Vorstellung muss mit dem Abbau begonnen worden sein, denn als wir am nächsten Morgen zur Schule gingen, sahen wir alles in Bewegung wie auf einer Baustelle, und schon mittags, auf dem Heimweg, empfing uns der Platz wie immer: aufgeräumt, sauber und einsam. Es war wieder der Platz ohne Namen. Doch wenn ich könnte, wenn ich dürfte, würde ich ihm noch heute den Namen ›Zirkus-Belli-Platz‹ geben.

Laut Internet ist Zirkus Belli ein großes, deutscher Zirkusunternehmen, das heute noch tätig ist, seit 1996 allerdings unter dem Namen BEROLINA.

*Wolfgang Syring,
2007 heute Düsseldorf,
früher Ratzebuhr*

SOZUSAGEN GRUNDLOS VERGNÜGT ...

Ich freue mich, dass am Himmel Wolken ziehen
und dass es regnet, hagelt, friert und schneit.

Ich freue mich auch zur grünen Jahreszeit,
wenn Heckenrosen und Holunder blühen.

Dass Amseln flöten und dass Immen summen,
das Mücken stechen und das Brummer brummen,
dass rote Luftballons ins Blaue steigen,
dass Spatzen schwatzen
und dass Fische schweigen.

Ich freu mich, dass der Mond am Himmel steht
und dass die Sonne täglich neu aufgeht,
dass Herbst dem Sommer folgt und Lenz dem Winter,
gefällt mir wohl. — Da steckt ein Sinn dahinter !

Wenn auch die Neunmalklugen ihn nicht sehn.

Man kann nicht alles mit dem Kopf verstehn!

I c h f r e u e mich. Das ist des Lebens Sinn.

Ich freue mich vor allem, d a s s i c h b i n !

In mir ist alles aufgeräumt und heiter.

Die Diele blitzt. Das Feuer ist geschürt.

An solchem Tag erklettert man die Leiter,
die von der Erde in den Himmel führt.

Da kann der Mensch, wie es ihm vorgeschrieben,

— weil er sich selber liebt, den Nächsten lieben.

— Ich freue mich, dass ich mich an das Schöne

— und an das Wunder niemals ganz gewöhne,

Ich freue mich, dass ich ... dass ich mich freu!

MASCHA KALEKO

Mein Schaffen nach der Wende

Helmut Maletzke, Greifswald

Welcher meiner Vorfahren das Wappen der Familie Maletzke gestaltet hat, ist mir nicht bekannt. Dass er den pommerschen Greif hinein gesetzt hat, wird seinen Grund gehabt haben. Doch ich halte mich auch ohne diesen heraldischen Fakt für einen Pommern, einen mit den Eigenschaften, welche der Preußenkönig Friedrich der Große seinerzeit seinen Untertanen in diesem Landstrich zugeschrieben hat. Im Guten wie leider auch im Kritischen trifft es, das ist meine Erfahrung nach über vierundneunzig Lebensjahren, auf mich zu.

Übrigens denke ich fast jeden Tag an meine jetzt polnische Geburtsstadt Neustettin und an das schöne Kolberg, wohin meine Familie später zog. Was das typisch Pommersche betrifft, habe ich mich vor allem in meinem Beruf als Künstler immer sehr ›pommersch‹ verhalten. Einem Pommern geht es vergleichsweise nur wenig um opportunen Gewinn, so schön ein solcher natürlich ist. Er folgt zumeist schlicht, arglos und unbekümmert seinem angestammten ›inneren Guten‹ – dies total ›un-

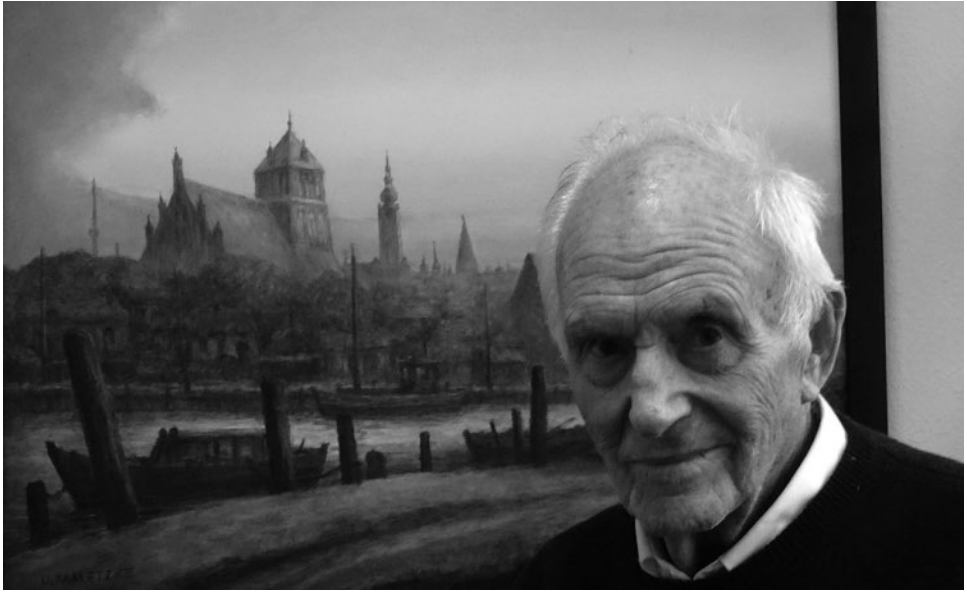
diplomatisch‹, wie Friedrich der Große seine pommerschen Untertanen richtig beschrieb.

Diese Eigenschaft hat mir später in meinem ohnehin sensiblen Beruf im fremden Milieu etliche Scherereien und Schwierigkeiten eingebracht.

Nun, ich habe damals meinen Frust in entsprechenden Bildern abreagiert. Die hatte ich allerdings, weil sie ins Politische hinein spielten, nirgends zeigen dürfen.

Doch dann kam im Jahr 1989 jene Revolution, die man heute ›die Wende‹ nennt, die dem ein Ende setzte. Natürlich habe ich zu ihrem Gelingen in Greifswald, meinem Wohnort nach 1945, nach Kräften beigetragen. So hielt ich bei einer der Volksversammlungen eine aufrufende Ansprache, organisierte zwei Künstlertreffen und tat einiges Sonstiges in jenen Tagen nicht Ungefährliches. Und konnte jetzt, nach der unblutig geglückten Wende, auch jene Bilder zeigen.

Da erlebte ich ganz unerwartete Erfolge: Es geschah, dass zufällig ein hoher Beamter des Ministeriums für Auswärtige Angelegen-



heiten, er hieß Dr. Klingler, in der Stralsunder Marienkirche eine Ausstellung dieser Bilder sah. Er fand sie inhaltlich wie formal so bedeutend, dass wenig später sein Ministerium mir anbot, sie auf Staatskosten in einem Land meiner Wahl in bestmöglicher Form vorzustellen. Selbstverständlich sollte ich persönlich dort dabei sein.

Nun, ich hatte in der DDR bei vielen Reisen zwar das meiste im ›sozialistischen Lager‹ zwischen Berlin und Wladiwostok kennen gelernt, jedoch seit dem Bau der Mauer nie ins ›kapitalistische Ausland‹ fahren dürfen. Da wählte ich nun die USA. So geschah es, dass ich bald danach in Harrisburg,

New York und Los Angeles in den besten Galerien bei der Präsentation meiner Werke dabei sein und mich sogar über dortige Besucherrekorde freuen durfte.

Natürlich wandelte sich in der ganz neuen Ära auch die Thematik meiner Malerei. Da ich mich nie auf einen nur berichtenden Stil eingelassen hatte, sondern auf den übergreifenden Gehalt im Sinn meiner christlichen Einstellung abzielte, bewahrten die bisherigen thematischen Werke zwar ihr Gültigkeit, doch machten sich in den jetzigen Bildern die neuen Einflüsse bemerkbar. Ich fand besonders Freude am Abstrakten, das ich zuvor nur im geringen Umfang betrieben hatte. So habe

ich seither in zahlreichen deutschen und ausländischen Städten Expositionen gehabt und mich an gemeinschaftlichen beteiligt, in welchen ich nun eine große Stilbreite zeigte. Zurzeit laufen eigene Ausstellungen in Schweden und Russland. Im Moment probiere ich – ich hoffe mit Erfolg – eine von mir erfundene abstrahierende Gestaltungstechnik aus.

Natürlich hätte ich mich nach der Wende auch wieder auf dem Gebiet der baugebundenen Kunst, die mir in der DDR 18 Jahre lang verboten war, betätigen können. Doch dieser Bereich war hier als eine Folge der neuen kapitalistischen Gegebenheiten zunächst völlig zum Erliegen gekommen. Außerdem war ich mittlerweile 70 Jahre alt und legte keinen großen Wert mehr darauf, auf Baugerüsten herum klettern zu müssen.

Eine Ausnahme auf diesem Gebiet war jedoch im Jahr 2007 ein 30 × 8 m großes Wandbild in der Greifswalder Innenstadt, das ich entworfen hatte. Es hatte das Thema ›Greifswald und seine Vergangenheit‹ und war ein Geschenk einiger Künstler an die Stadt. Einen Teil der Kosten hatte Prof. Berthold Beitz übernommen, den ich zuvor in seinem Auftrag in einem großen Ölbild porträtiert hatte. Bei dem besonderen baugebundenen,

riesigen Werk bin ich noch einmal mit deutschen und befreundeten polnischen Künstlern auf das hohe Baugerüst geklettert.

Doch es ist noch über einen weiteren Bereich zu berichten. Ein bildender Künstler verfügt ja auch über die Möglichkeit, einfach nur durch seine Anregungen produktiv zu werden. So habe ich die Stadt Greifswald mit einem längst fälligen Denkmal versehen, das ich zwar nicht selbst hergestellt habe, für das ich aber die ersten Entwürfe angefertigt und dessen Ausführung ich sodann geleitet habe. Es handelt sich um die Würdigung des größten Sohnes der Stadt, des hier geborenen Malers Caspar David Friedrich. Die Verwirklichung eines solchen Denkmals war hier immer wieder an unrealistischen akademischen Streitereien gescheitert. Es gelang mir, mit der Befürwortung des Stadtparlaments, bei der Bevölkerung und der Landesregierung die erforderlichen Geldmittel aufzutreiben. Sodann wurde es von dem Lübecker Bildhauer Claus Görtz gemäß dessen Vorstellungen ausgeführt.

Natürlich könnte ich heute als fast Fünfundneunziger gestrost die Hände in den Schoß legen. Doch habe ich mich neben meiner Malerei auf eine besondere, sehr

interessante Aufgabe eingelassen:

Ich leite in Greifswald auf gemeinnütziger Basis eine hochmodern ausgerüstete Kunsthalle, das ›Pommernhus‹. Zudem bin ich Vorsitzender einer Stiftung, die meinen Namen trägt.

Im Übrigen habe ich mich auch noch auf das Gebiet der Schriftstellerei begeben, dies mit etlichem Erfolg. Aufgrund meiner bisher erschienen 19 Erzähl-, Belletristik- und Lyrikbände hat mich der deutsche Schriftstellerverband

sogar zu seinem Ehrenmitglied ernannt.

Ein humorvolles Buch ›Albernheiten‹, zwei Erzählbände und ein umfangreiches Buch ›memoiren‹ sind in Arbeit.

Wenn ich heute rückblickend über mein angeborenes Pommernum nachdenke, stelle ich fest, dass es mir zwar im wenig christlichen Gerangel unserer Zeit mancherlei Nachteile gebracht hat, doch hat es mich auch sehr viel Gutes und Schönes erleben lassen.



Frühlingserwachen



Erlebtes bewahren

Der Verlust der Heimat war 1945 von Leid und Tragödien begleitet. Vielgestaltig war auch das persönliche Erleben unserer Mitbürger aus der Stadt und dem Kreis Neustettin. Wir wollen dies der Nachwelt und für eine mögliche wissenschaftliche Aufarbeitung erhalten.

Wenn Sie Ihr persönliches Erleben für sich oder Ihre Kinder aufgeschrieben haben, bieten wir im Heimatmuseum Kreis Neustettin/Pommern in Eutin die Gelegenheit zur geordneten Sammlung an. Schicken Sie uns Ihre Aufzeichnungen in Kopie zu. Schicken Sie uns bitte auch Namen, Namenslisten, Pläne und Skizzen von Dörfern, Abbauten und Einzelgehöften. Wir werden sie gerne in unser Museum aufnehmen. *Dr. Siegfried Raddatz*

HEIMATMUSEUM DES KREISES NEUSTETTIN IN POMMERN
Schlossplatz 1 23701 Eutin

Öffnungszeiten April – Oktober, jeden Mittwoch von 15 – 17 Uhr
und nach Vereinbarung.

Tel.: Rita Kennel, 045 24-6 57 und Dr. S. Raddatz, 02 21-69 87 85

Freuden und Leiden eines Dorfschulmeisters

von Willi Weyer, geb. am 2. Dezember 1897 in Pielburg,
verst. am 14. September 1988
in Bochum

Die Wartezeit

Das beglückende Gefühl nach der bestandenen Prüfung währte nur Tage, höchstens Wochen und machte bald dem Verlangen nach Beschäftigung im Schuldienst Platz. Ende Dezember 1920 erhielt ich mein Seminar-Entlassungszeugnis mit dem Anschreiben der Regierung in Köslin, Abteilung für Kirchen und Schulwesen, zugestellt. Auf mein Gesuch Ende Januar 1921 an die Regierung wegen Übertragung einer Lehrstelle,

womöglich der zum Frühjahr frei werdenden 2. Lehrerstelle in Juchow, Kreis Neustettin, erhielt ich den Bescheid, dass die Regierung aus Mangel an freien Stellen z. Zt. nicht in der Lage wäre, mir eine Stelle zu übertragen, sie würde mich aber beschäftigen, sobald sich eine Gelegenheit böte. Das hieß für mich warten. Die Zeit nützte ich für meine Erholung.

Auf dem elterlichen Hof fehlte es selbst in der Zeit der Lebensmittelmarken nicht an kräftigen





und ausreichenden Mahlzeiten. Meine täglichen Spaziergänge führten mich kilometerweit an den Seen entlang. Endlich traf in der 2. Märzhälfte die ersehnte Verfügung der Regierung ein, dass ich ab 1. April 1921 eine Lehrerstelle in dem etwa zehn Kilometer entfernten Dorf Rackow auftragsweise zu versehen hätte.

In Rackow

1. Unterkunft und Verpflegung

An einem der nächsten Tage nach Eintreffen der Versetzungsverfügung fuhr ich mit Fahrrad nach Rackow, in das ich bis dahin noch nicht gekommen war, daher auch

nicht kannte, und nahm Verbindung mit dem abgehenden Hauptlehrer Jahnke auf, um mir Unterkunft und Verpflegung zu sichern. Auf Vorschlag des Kollegen suchten wir beide die Müllersfamilie Kohls auf, erreichten aber nichts. Nach Beendigung der Osterferien musste ich auf eigene Faust versuchen, eine Koststelle zu finden, die ich mit Unterstützung des Gemeindevorstehers Gülzow und meines weitläufigen Verwandten Helmut Weyer bei der älteren Witwe Damerow am Hinterbruch bekam.

Frau Damerow war einst viele Jahre in Fiume am Mittelmeer

gewesen. Sie war klug, gesprächig, des Kochens kundig und setzte alles daran, mich vorzüglich zu verpflegen.

Als ich des Nachmittags vor Antritt meines Dienstes in Rackow auf dem Wege zur Koststelle in der Gegend der Kirche von dem ange-trunkenen Altbauern Ferdinand Baeskow, der hinter seinem Wa-gen trottete, gefragt wurde nach meinem Namen und wohin und woher, da meinte er. »Denn büst du Weges Gustave si« und tat eine dunkle und schlüpfrige Bemerkung über Frau Damerow, so dass ich mir Gedanken machte und fast in Gewissenskonflikte gestürzt wurde. Doch ich muss zur Ehre von Frau Damerow sagen, dass sie sehr korrekt war und ich ihr für die gute Verpflegung zu Dank verpflichtet bin. Das Frühstück schickte sie mir durch ein Schul-kind im Körbchen rüber, während ich zum Mittag- und Abendessen in ihr Haus ging. Im übrigen hatte ich mir die Vorderstube im Schulhaus als Wohnstube mit den von mir und meinen Eltern gekauften Jungesellenmöbeln recht wohnlich eingerichtet.

2. Das Dorf Rackow

Rackow, ein Rundlingsdorf, das sich um das einstige Bruch, die jetzige Lehrerwiese gruppiert,

zählte annähernd 500 Einwohner. Meist waren es Bauern oder kleinere Besitzer (Kossäten, Büdner, Häusler), Waldarbeiter und Handwerker, die sich recht und schlecht ums tägliche Brot mühen mussten. Die Bevölkerung war eher arm als wohlhabend, zudem galt der Acker größtenteils als sandig und leicht. Vermutlich deswegen, vielleicht im Hinblick auf den Menschen-schlag, nannte man Rackow und das benachbarte Dorf Bawerdieck »Satansreich«.

Im Orte gab es einen Tischler, einen Stellmacher, mehrere Mau-erer und einen Schmied, ferner eine Gastwirtschaft mit Saal und zwei Kolonialwarengeschäfte. Die Kirche, eher als Kapelle anzu-sprechen, war ein Fachwerkbau ohne Turm und wirkte äußerst bescheiden nach ihrer äußeren Beschaffenheit und nach der In-neneinrichtung. Auch die Schule war ein Fachwerkbau, mit Ziegelsteinen ausgemauert, der aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stammen dürfte. Ihr baulicher Zu-stand musste als fast gut beurteilt werden.

In der Bevölkerung lebte noch manches alte Brauchtum, beson-ders bei Hochzeiten. (Das junge Paar muss nach der standesamtli-chen Trauung über die Backofen-brücke – nicht umsehen auf dem

Wege zur kirchlichen Trauung oder dem Rückwege, sonst sieht man sich nach einer anderen/einem anderen um – wer den Partner in der Kirche nach der Trauung rumholt, hat die Oberhand – vor dem Hochzeitshaus werden dem jungen Paare Schlüssel, Brot und Salz überreicht – Brauttanz und einiges mehr).

Die Männer tranken bei den Vergnügungen und auch sonst gern über den Durst und wurden dann ›auf der Fichte‹ nach Hause gefahren., d.h. auf einem Strauch, der von jungen Burschen im Galopp über die holprige Straße geschleift wurde.

Im allgemeinen legten alle Eltern Wert darauf, dass ihre Kinder in der Schule was lernten.

3. Schule und Lehrtätigkeit

Mein Vorgänger, Hauptlehrer Jonathan Jahnke, hatte ein Menschenleben lang als Schulmann und Erzieher in Rackow segensreich gewirkt. Mit Einführung der staatlichen Schulaufsicht wurde ihm 1919 die Ortsschulinspektion des dortigen Bezirks und die Vertretung des Kreisschulrats im Kreise Neustettin übertragen. Es ist verständlich, dass ein solcher Lehrer seine Schule vorbildlich ausgestattet und seine Schüler gut gefordert hat. Infolgedessen gab es

in der Rackower Schule verhältnismäßig reichlich Anschauungsbilder, Wandkarten, Lehrmittel, einen Bildwerfer und eine umfangreiche Schüler- und Hilfsbücherei.

Die von dem alten Lehrer unterrichteten Schüler hatten was gelernt, waren aufgeschlossen, konnten selbständig denken und arbeiten, beteiligten sich rege am Unterricht und zeigten Fleiß und Gewissenhaftigkeit in ihren Schul- und Hausarbeiten. Es bereitete mir natürlich doppelte Freude, unter solchen Verhältnissen die Schularbeit übernehmen zu dürfen.

Aus innerer Berufung und Verpflichtung habe ich daher gern meine Kraft der Schule geschenkt. Ich nahm es genau mit meiner Vorbereitung auf den Unterricht und saß oft nachmittags oder bis spät abends an den Präparationen oder Heftkorrekturen.

Neben den sonstigen Unterrichtsstunden fanden wir viel Freude an den beiden wöchentlichen Turnstunden und an unseren Ausflügen im Sommerhalbjahr an den Kämmerer See, zum Burgwall am Kämmerer, in die Nachbardörfer Klein Schwarzsee, Bewerdieck und Wuckel. Mit den etwa 50 Schülern meiner Oberstufe verband mich bald ein inniges Vertrauensverhältnis, das sich befruchtend und segensreich auf die

Unterrichtsarbeit auswirkte, dass sich schließlich ausdrückte in den von den Schülern gespendeten unzähligen Blumensträußen am letzten Schultag vor meinem Fortgang aus Rackow.

Einmal in diesem Sommerhalbjahr wurde die Schule von Kreisschulrat Popp revidiert.

4. Die Junglehrer-Arbeitsgemeinschaft

Bestimmungsgemäß hatte ich an einer Junglehrer-Arbeitsgemeinschaft teilzunehmen, die uns Junglehrer in der Ausbildung bis zur Ablegung der 2. Lehrerprüfung fördern sollte. Die für uns zuständige Junglehrer-Arbeitsgemeinschaft Tempelburg, zwölf Kilometer entfernt, besuchten wir daher monatlich und legten den Weg bei günstigem Wetter mit Fahrrad und bei schlechtem Wetter mit der Bahn von Lubow aus zurück.

Neben akuten Problemen wurden auch wichtige Themen aus der Pädagogik, Psychologie, Methodik, ferner aus anderen Wissensgebieten behandelt und schließlich Lektionen in den verschiedenen Fächern und Klassen (teils auch in den Landschulen) entweder von den Lehrenden oder von uns Teilnehmern gehalten.

Leiter der Arbeitsgemeinschaft war der Mittelschulrektor Reinke,

während der zuständige Kreisschulrat Popp in der Regel zu den Tagungen erschien und sich an der Aussprache beteiligte.

Jedenfalls habe ich der Junglehrer-Arbeitsgemeinschaft manche Anregung, Bereicherung meines fachlichen Wissens und Rüstzeug für den Lehrerberuf zu danken.

Bald nach der ersten Tagung erhielt ich als Referat »Die Lehrerpersönlichkeit nach Weber und Lindner«, auf das ich mich gründlich vorbereitete und hierüber in der kommenden Junglehrer-Arbeitsgemeinschaft in Tempelburg einen fast zweistündigen Vortrag hielt. Da als Vertreter der Regierung in Köslin der Geheime Regierungsrat vom Stein anwesend war und es um die behördliche Anerkennung der Junglehrer-Arbeitsgemeinschaft ging, sprach er mir vor den Teilnehmern seine besondere Anerkennung aus. Auch der Kreisschulrat und der Leiter der Arbeitsgemeinschaft drückten mir ihre Freude für die gründlichen und packenden Ausführungen aus und schüttelten mir die Hand.

Auf Drängen meiner Kollegen wandte ich mich nach Beendigung der Arbeitstagung an den Geheimen Oberregierungsrat mit der Bitte, mich bei etwaiger Besetzung der von mir verwalteten Lehrerstelle in Rackow für die zweite

Lehrerstelle in Lubow vorzumerken, das er mir auch zusagte.

5. Vom Kirchendienst

Als Vertreter auf der 1. Lehrerstelle, die organisch mit dem Kirchenamt verbunden war, oblag mir auch der Kantorendienst, obwohl in der Regierungs-Verfügung zunächst nichts darüber gesagt war.

Der zuständige Pfarrer Gerlach aus Pöhlen trat wegen des Kirchendienstes an mich heran, und ich war auch bereit, diesen gegen entsprechende Vergütung auszuüben (Jahressatz 200 Mark).

Bisher zahlte man eine geringere Vergütung, die der Vorgänger als unzureichend hinstellte.

Die von mir geforderte Vergütung war allein auch schon gerechtfertigt in Rücksicht auf das von mir zu zahlende Kostgeld, das ich sonst sonnabends und sonntags durch Besuch meiner Eltern in dem zehn Kilometer entfernten Pielburg hätte einsparen können. Pfarrer und Kirchenälteste bewilligten aus berechtigten Gründen die von mir geforderte Vergütung von vier Mark für den Sonntag. Wenige Tage später jedoch berief der Gemeindevorsteher Gülzow eine Gemeindeversammlung ein, die den vorigen Beschluss als hinfällig erklärte. Bei dieser Ge-

legenheit hatte ein ganz Schlauer geäußert:

»Dann soll er auch bei unseren Tanzvergnügungen für jede Stunde vier Mark Eintritt bezahlen«. Die Einsichtigen kamen in dieser Versammlung kaum zu Wort und schwiegen.

Am folgenden Sonntag richtete Pfarrer Gerlach sehr ernste Worte an seine Kirchengemeinde, die er gleich anfangs vor dem Altar etwa so einleitete: »Wir sind doch keine dummen Jungen. Was wir am Sonntag beschlossen haben, können wir nach drei Tagen nicht schon wieder umstoßen ...«

Nun sollten sich der Gemeindevorsteher und sonstige Besserwisser äußern. Der Ausklang war, dass es bei dem ersten Beschluss blieb.

Das Missgeschick wollte es, dass beim nächsten Gottesdienst am Himmelfahrtstage daneben gesungen wurde. Zum wiederholten Male glitt man gleich anfangs aus der Melodie: »Auf Christi Himmelfahrt allein ... in die Melodie »Ein feste Burg ist unser Gott«. (Es waren natürlich andere Lieder). Erst der dritte Versuch führte zum Ziele. Begreiflicherweise hieß es nun: »Mehr Geld will er haben, aber singen kann er nicht«.

Doch in Zukunft gaben Anstimmen und Leitung des Gesangs bei Predigt- und Lesegottesdienst,



Hochzeit und Beerdigung zu Be-
anstandungen und Gerede keinen
Anlass mehr, und ich glaube, die
Kirchengemeinde nicht enttäuscht
zu haben. Die Verbundenheit des
Dorfes mit dem Kirchschullehrer
kam auch in der Weise zum Aus-
druck, dass ich bei Hochzeiten
und Beerdigungen ebenfalls für
das Gebet und die Leitung der
Gesänge ins Haus geladen wurde.
Von mir erwartete man, da meis-
tens der Pfarrer nicht anwesend
war, bei Hochzeiten das Gebet vor
und nach der Tafel und die Tisch-
rede, bei Beerdigungen ebenfalls
das Gebet und die Leitung der
Gesänge (Sterbelieder »Wenn ich
einmal soll scheiden ...« und »Er-
scheine mir zum Schilde ...«).

6. Eigenartige Erlebnisse

Bald nach meinem Eintreffen in
Rackow hörte ich von dem Kol-
legen Erich Meyer, und Leute aus
dem Dorfe raunten es mir zu: »Im
Schulhause ist es nicht ganz ge-
heuer«. Man erzählte mir, dass der
alte Hauptlehrer Jahnke Spiritist
gewesen sei und mit dem Geist
seiner verstorbenen Frau in Ver-
bindung gestanden und mit ihm
gesprachen habe. Andere mein-
ten, dass der Vorgänger Tank, der
seinem Leben im Rackowsee ein
Ende gemacht hatte, keine Ruhe
fände und im Schulhaus umginge.
Ich schenkte diesen Reden kein
Gehör und wies sie zurück. Und
doch erlebte ich hier zwei rätsel-
hafte Begebenheiten:

Als ich mich eines Abends wie gewöhnlich auf den Unterricht vorbereitete, diesmal auf Geschichte, rückte fast die mitternächtlige Stunde heran. Bereits am zeitigen Abend hatte ich die beiden Haustüren verschlossen und die beiden Stubentüren der von mir benutzten Vorderstube abgeriegelt.

Wie üblich legte ich meine Pistole geladen unter mein Kopfkissen und schlief bald ruhig ein.

Nach dem ersten gesunden Schlaf wurde ich wach und vernahm in der Ferne Schritte, die sich näherten, die Treppe runterkamen und plötzlich in der Stube auf mich zusteuerten. Es war eher ein Schlurren als ein Gehen. Ich hatte das Gefühl, nun säße jemand auf meiner Bettkante und ich vernahm auch den Druck an meiner Bettdecke. Ich fing an zu schwitzen, mein Körper war schweißgebadet und mein Kopfhaar nass. Schon wollte ich nach der Pistole greifen und nach der vermeintlichen Gestalt feuern. Licht mochte ich nicht anknipsen, um nicht das unheimliche Wesen zu sehen. So drehte ich mich um mit dem Gesicht an die Wand. Mein Herz pochte mir bis an den Hals. Nach etwa ein bis zwei Stunden wurde es wieder ruhig um mich, und ich schlief ein.

Zeitig am nächsten Morgen kam der Kollege Meyer zu mir ins Zimmer und sagte, er habe in der Nacht Schritte auf der Treppe vernommen, sie hörten sich sehr fern an, und er hätte den Eindruck gehabt, sie waren nicht auf ihn gerichtet gewesen.

Wenige Wochen später, es war in der zweiten Nachthälfte, wurde ich dadurch unsanft geweckt, dass mein Bett mit mir in der Stube rundum sauste, und das eine ganze Zeit. Die wenigen Möbel um mich wie Schrank, Tisch, Stühle, Chaiselongue, Nachttisch flogen wirr durcheinander. Fast den ganzen nächsten Tag war mir noch ziemlich übel von dieser wilden Raserei zumute.

7. Daheim – Erholung – Kameradschaft

Von meinen Eltern erhielt ich als Ausstattung für mein Zimmer eine Bettstelle, ein Bett, einen Tisch, drei Stühle, einen Schrank, einen Bücherschrank, eine Chaiselongue, einen Spiegel und einen Waschtisch. Den sonst notwendigen Hausrat, z. B. Gardinenstangen, Gardinen, Wandschoner, Vorhang vor den Bücherschrank, Wassereimer, Kochtopf, Pfanne usw. kaufte ich in Tempelburg und brachte die Dinge gelegentlich unserer Arbeitstagung mit nach Hause.

So war mein Heim nach und nach bald wohnlich eingerichtet, so dass man sich darin schon wohlfühlen konnte. Das war das Schöne, dass jedes Stück seine eigene Geschichte hatte und manch liebe Erinnerung sich daran knüpfte.

Mein Tageslauf gestaltete sich damals etwa folgendermaßen: Nach dem Unterricht ging ich zum Mittagstisch, der etwa eine halbe Stunde bis gegen 13 Uhr dauerte. Da ich nach dem Unterricht immer sehr abgespannt war, gönnte ich mir in der Regel 1 bis 1½ Stunden Mittagsruhe. Darauf folgten Heftkorrekturen, Vorbereitungen, Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung, um diese kennenzulernen, Angeln am Kämmerer-, Rackow- oder Klein-Lubow-See, öfter aber auch Kochen, Braten und Zubereiten von Speisen. Der

Abend galt wiederum der Vorbereitung auf den Unterricht, und gegen 23 Uhr ging ich in der Regel zu Bett.

Eine enge Kameradschaft verband mich mit dem Kollegen Erich Meyer, der die zweite Lehrerstelle in Rackow verwaltete. Nicht nur, dass wir unsere unterrichtlichen Erfahrungen rege austauschten und in der Freizeit viel zusammen waren, wir angelten an den benachbarten Seen, machten meist gemeinsam unsere Ausflüge und teilten Freuden und Sorgen. Was uns verband, war mehr als Kameradschaft, es war echte und aufrichtige Jugendfreundschaft.

*Eingesandt von
Frau Heide Wetzel aus Preetz
früher Bewerdieck, Rackow*



Anmeldungen, Abmeldungen, Adressenänderungen
bitte über Tel. 0 41 81-20 39 116
oder e-mail: mein-neustettiner-land@web.de

Sehr verehrte Leserin, sehr geehrter Leser!

Bitte informieren Sie uns über eine Adressenänderung. Beim letzten Heft gab es zahlreiche Rückläufe. Helfen Sie uns bitte dabei, die Kosten niedrig zu halten. Herzlichen Dank!

Jürgen Thorwald

Es begann an der Weichsel

Baron Hagen verließ zusammen mit seinem Sohn gegen 21.50 Uhr Mariensee. Er wollte noch einige Stunden mit seiner Frau und dem Jungen zusammensitzen, weil dieser mit dem Frühzug zu seiner Einheit an der Weichsel zurückfuhr.

Als der Kutschwagen über die verschneite Straße rollte und Mariensee schon weit hinter ihnen zurückgeblieben war, sagte der Baron: »Mir ist, als wenn der Boden unter uns wankt, und es ist das Schlimme, dass Herr Greiser* mich nicht davon überzeugen kann, dass er das nicht tut.«

»Aber Vater«, sagte der Oberleutnant. »Wie kommst Du auf so etwas?« »Hast du mir nicht selbst erzählt, dass eure Front so dünn ist wie ein Schleier und dass ...« »Ja, aber vor den russischen Brückenköpfen ist es doch anders«, erwiderte der Oberleutnant, »und außerdem, was du befürchtest, ist doch völlig unmöglich. Haben wir so viele Jahre gekämpft und die besten Jahre unseres Lebens geopfert, und haben Millionen von uns ihr ganzes Leben hingegeben, damit am Schluss die Bolschewisten

nach Deutschland kommen, und dazu in dieses Land hier, das wir richtig zur Blüte gebracht haben und das in Zukunft ein Musterland werden wird? Hast du 1939 in unserer baltischen Heimat alles aufgegeben und hier von neuem angefangen und gearbeitet, damit die Bolschewisten nun auch nach hier kommen und uns doch noch nach Sibirien schicken?«

Der Baron hob langsam die Schultern und blickte über die verschneite Weite des Landes, das in der hellen Nacht dalag und ihm in der Tat zu einer neuen Heimat geworden war.

»Ihr jungen Leute«, sagte er langsam, »habt eine merkwürdige Art zu argumentieren gelernt. Ihr glaubt, gewisse Dinge würden nicht geschehen, weil sie nach eurer Meinung nicht geschehen dürfen, weil sie euch in Konflikte stürzen oder weil sie alles, was ihr getan und geglaubt habt, sinnlos machen. Die Wirklichkeit ist anders. Sie fragt nicht danach...«

»Hör auf, Vater«, erwiderte der Oberleutnant, und seine Stimme klang erregt und hatte fast etwas von jener Feindseligkeit, die in

* Arthur Greiser, Gauleiter der NSDAP im Reichsgau Wartheland

den Söhnen jener Tage manchmal sogar gegen ihre Eltern lebendig werden konnte, »weißt du denn überhaupt, was das bedeuten würde?«

»Ich weiß«, sagte der alte Baron, »und ich weiß sogar, dass wir ihm, wenn es geschieht, hilflos ausgeliefert sind, weil eure Art zu argumentieren auch die Art von Leuten wie Greiser ist. Ein ›Wall von Leibern«. Du bist Soldat, und ich bin einmal Soldat gewesen, glaubst du, dass die waffenlosen Leiber von uns Zivilisten aufhalten würden, was ihr nicht aufhalten könnt?«

»Jetzt wirst du Defätist. Wir halten ...«

»Ich bin kein Defätist«, sagte der Baron. »Aber denk daran, dass auch deine Mutter zu den waffenlosen Leibern gehört, mit denen heute abend wieder mal herumgeworfen worden ist. Ich tue nur, was ihr nicht tun wollt. Ich sehe die Dinge, wie sie sind und wie sie werden können, und es wäre besser gewesen, wir alle hätten das früher getan. Vielleicht ist es so, dass der Bolschewismus unser Schicksal ist.

Mindestens das Schicksal von uns Balten und auch das Schicksal der Bessarabier und der Galizier und der Balkandeutschen. Und vielleicht haben wir mit unserem Umweg von Riga über die deut-

sche Heimat in dieses neue Land nur erreicht, dass unser Weg in den Tod oder nach Sibirien um ein paar Jahre hinausgezögert worden ist. Es gibt ein Schicksal, dem man nicht entkommen kann, mag man sich noch so mühen und kämpfen. Es bleibt einem schließlich nur eines, sich zu bescheiden und für ein paar gewonnene Jahre dankbar zu sein.«

Der Oberleutnant schwieg. »Bescheiden«, sagte er dann, »mag eine Sache für ältere Menschen sein, aber nicht für uns.«

»In solchen Dingen wird nicht nach dem Alter gefragt«, erwiderte der Baron, »und besonders dann nicht, wenn man sein Schicksal verdient.«

Der Oberleutnant wandte seinen Kopf zu seinem Vater hinüber, und sein Gesicht schien hart und grau. »Willst du damit behaupten«, fragte er, »dass wir das Schicksal, von den Bolschewisten überrannt zu werden, verdienten?«

»Ihr vielleicht nicht«, sagte der Baron, »was wisst ihr Jungen schon. Was habt ihr schon gesehen. Aber wir vielleicht eher. Denn wir haben besser gewusst, was im Osten hätte geschehen dürfen und was nicht. Und wir hätten im Endergebnis nicht ja sagen und uns beugen dürfen. Aber wenn ich mich wieder frage, was wir dann

hätten tun sollen und was wir hätten tun können, dann finde ich keine Antwort.«

»Wir Balten haben immer gegen den Bolschewismus gekämpft«, sagte der Junge, »und du wärst der erste gewesen, der plötzlich ein Unrecht darin sähe.« »Unrecht!«, sagte der Baron. »Ich werde niemals ein Unrecht darin sehen, den Bolschewismus zu bekämpfen. Weil es eine Lebensfrage für uns ist. Und diejenigen, die uns heute deswegen missverstehen, werden noch einmal anders über diese Frage denken. Das können wir getrost der Zukunft überlassen. Aber es kommt auf die Methode an, und unsere Methode ist schreiendes Unrecht und zugleich schreiende Dummheit gewesen.«

Er schwieg und klopfte unruhig mit seiner Linken auf das lederbezogene Sims des Wagenfensters. »Ich will nicht darüber rechten«, fuhr er langsam fort. »dass wir den Krieg gegen Russland angefangen haben. Ich bin überzeugt davon, dass Stalin seinerseits über kurz oder lang eine günstige Stunde ausgenutzt hätte, um uns zu erpressen und dann über uns herzufallen, wenn wir im Westen oder in Afrika in neue Schlachten verwickelt worden wären. Aber es ist auch möglich, dass diese günstige Stunde für Stalin nie gekommen

wäre. Was wäre geschehen, wenn wir damals alle unsere Kraft darangesetzt hätten, in Spanien und in Afrika und im ganzen Mittelmeer England so zuzusetzen, dass es vielleicht doch in einen Frieden eingewilligt hätte – unter der Voraussetzung, dass wir darauf bereit wären, auf alle sinnlosen Machtträume in Westeuropa zu verzichten, die dort besetzten Länder und die Tschechei sofort freizugeben und hier im Osten nur eines zu behalten: dieses Land, durch das wir jetzt fahren und das so lange deutsch gewesen ist und das uns Raum und Arbeit und große Aufgaben für Jahrzehnte geboten hätte. Aber ich will darüber nicht rechten. Was ohne diesen Präventivkrieg gegen Russland geschehen wäre, das weiß Gott allein. Und wir werden es niemals erfahren. Aber wahrscheinlich wäre es besser gewesen, hier im Osten der Dinge zu warten, die vielleicht kamen. Wir wären militärisch bestimmt nicht so ohne weiteres überrannt worden, wie manche Leute es behaupten, um das eigene Gewissen zu betäuben. Und wenn die Bolschewisten angegriffen hätten, dann wären wir wirklich sehr bald für alle Europäer zu Verteidigern Europas geworden. Wir wären es so unverkennbar geworden, dass das Bild vom machtgierigen An-

greifer, so, wie man es sich von uns in der Welt damals schon gemacht hat, noch einmal hätte revidiert werden können. Und wenn Hitler dann als kluger und gemessener Mann gehandelt hätte, so hätte sich in dieser Situation auch das Verhältnis zu England noch wandeln können. Und wenn dies nicht geschehen wäre, wenn Churchill dem Einbruch eines bolschewistischen Angreifers zugesehen hätte, dann wäre er wirklich der Verbrecher gegen Europa geworden, den Hitler heute gern aus ihm macht, und ganz Europa hätte sich gegen ihn gewandt und schließlich eine Änderung erzwungen.«

»Vater«, sagte der Oberleutnant, »was soll das alles?«

Der alte Baron sah ihn an. »Ich habe mir im letzten halben Jahr – während der Krankheit – einen Haufen Gedanken gemacht. Du brauchst ihnen nicht zuzustimmen. Aber du sollst ihnen zuhören, so, wie es bei mir einmal meinem Vater gegenüber üblich war – wobei ich es für selbstverständlich halte, dass er meine Worte für sich behält.«

Der Oberleutnant biss sich auf die Unterlippe, weil er die stille Mahnung fühlte.

»Wenn wir so gehandelt hätten, wie ich sage«, sagte der Baron, »dann wären vielleicht sogar die

Polen auf unsere Seite getreten, obwohl Greiser und seine Leute damals eine größere Portion Hass unter die Polen ausgesät hatten, als es in diesem Lande nötig war, auch wenn das wieder deutsch werden und bleiben sollte, was bis 1918 deutsch gewesen ist. Und wir wären wirklich die Beschützer Europas geworden und hätten die letzte Chance gehabt, uns wieder von dem Ruf zu befreien, der uns – seit der tschechischen Geschichte zu Recht – anhängt, nämlich Eroberer und Unterdrücker der Freiheit anderer Völker zu sein. Aber wollten wir das überhaupt?

Ja, wir wollten es sicher, du und ich. Aber das ist wohl unser Schicksal, dass wir in den Führer und in die Partei etwas hineingelegt und hineingeträumt haben, was in Wirklichkeit nicht drinnen gewesen ist. Und vielleicht haben gerade wir Auslandsdeutschen aus dem großen Programm der Partei und aus allen seinen vielfarbigen Worten nur das herausgelesen, was uns gefallen hat, und wir haben das überlesen, was uns nicht gefiel, was aber auch darin war. Aber ich glaube heute: Nicht nur wir, sondern die meisten Deutschen haben das getan – und hinterher, da war's zu spät.«

Er hob wieder die Schultern und fuhr sich mit der Hand über

die Stirn. »Du lieber, lieber Gott«, sagte er, »wenn es nur darum gegangen wäre, gegen die Bolschewisten zu kämpfen ... Dann hätte Hitler wahrscheinlich leichter auf den Präventivkrieg gegen Russland verzichtet und auf die Dinge gewartet, die vielleicht aus dem Osten kamen, vielleicht aber auch nicht. Und wenn er trotzdem den Krieg eröffnet hätte, so wäre dieser Krieg eben ein Krieg gegen die Bolschewisten geworden, aber nicht ein Eroberungskrieg gegen die Russen und gegen Russland, so, wie er es dann geworden ist. Es wäre ein Kampf gegen Stalin geworden, der bald die meisten Russen auf unsere Seite gebracht hätte. Du hast es ja selbst tausendmal erlebt, dass nicht nur die Masse der Ukrainer oder der Galizier oder der kaukasischen Stämme, sondern aller sowjetischer Völker, mit denen ihr in Berührung gekommen seid, sich gerne mit unserer Hilfe gegen Stalin erhoben hätten – wenn, wenn wir wirklich nur gekommen wären, den Bolschewismus zu vernichten. Wenn wir gekommen wären, um ihr Russland und ihren nationalen Stolz und sogar alles, was sie auch an brauchbaren Errungenschaften unter Stalin gewonnen haben, unangetastet zu lassen und ihnen nur zu helfen, einen neuen Staat auf-

zubauen, der ihnen weniger Weltrevolution, aber mehr menschliches Glück zusicherte. Aber in Wirklichkeit seid ihr marschiert, damit der Führer oder Rosenberg oder Koch das Ziel verwirklichen konnten, das ich früher einmal für weltfremde Narretei gehalten habe, das ihnen aber blutiger Ernst gewesen ist: Russland zu erobern und seine Eigenstaatlichkeit genauso wie diejenige der Polen zu zerstören und dieses blödsinnige, selbst nach dem totalen Sieg nicht zu verwirklichende germanische Kolonialreich aufzubauen, in dem alle Slawen nur Knechte und wir die Herren sein sollten.

Ich weiß es, und du hast es erfahren und erlebt: Die Masse der Russen ist immer noch um ein Jahrhundert zurück. Aber sie sind nicht mehr der willenlose Stoff, den man kneten und treten kann, so wie sie es sich in Berlin erträumen. Zu ihnen sind wir als Eroberer und als neue Unterdrücker gekommen. Und wir haben Stalin damit die Mittel in die Hand geliefert, die Russen wieder fest an sich zu ziehen und sie gegen die Eroberer zu vereinigen. Sie haben zwischen zwei Übeln zu wählen gehabt, zwischen der Tyrannei unter Angehörigen ihrer eigenen Völker oder der Tyrannei unter Fremden. So haben wir den Boden

geschaffen für die Partisanen und den Boden für die immer größere Grausamkeit. Wir haben den Boden geschaffen, auf dem leicht alles sprießt, was an bösen Instinkten in den Primitiven lebt. Und Stalin brauchte das Feuer nur zu blasen. Auch als wir den Präventivkrieg schon angefangen hatten, hatten wir unser eigenes Heil noch nicht aus der Hand gegeben. Aber das hätte ebenso viel Klugheit und Kenntnisse der Wirklichkeit wie Maßhalten und Gerechtigkeitsgefühl verlangt. Denn so komisch das alles in diesem Augenblick klingt, wo auch unsere westlichen Gegner in der Luft mehr vom Übel der Gewalt gelernt haben, als sie nötig hätten: Gerechtigkeit und Menschlichkeit sind auf die Dauer immer stärker als die Gewalt, und das sogenannte Recht, das von der Gewalt getragen wird, ist immer schwach, weil keine Gewalt ewig ist«.

Der Baron schwieg. Er schwieg, weil ihm angesichts der inneren Erregung, die er in sich emporsteigen fühlte, die Stimme nicht mehr gehorchte. Und der Oberleutnant schwieg, weil er so viel hörte, wie er eigentlich nicht hören wollte und doch hören musste. Er horchte, starren Gesichts, auf das leise Trappeln der Pferdehufe im Schnee.

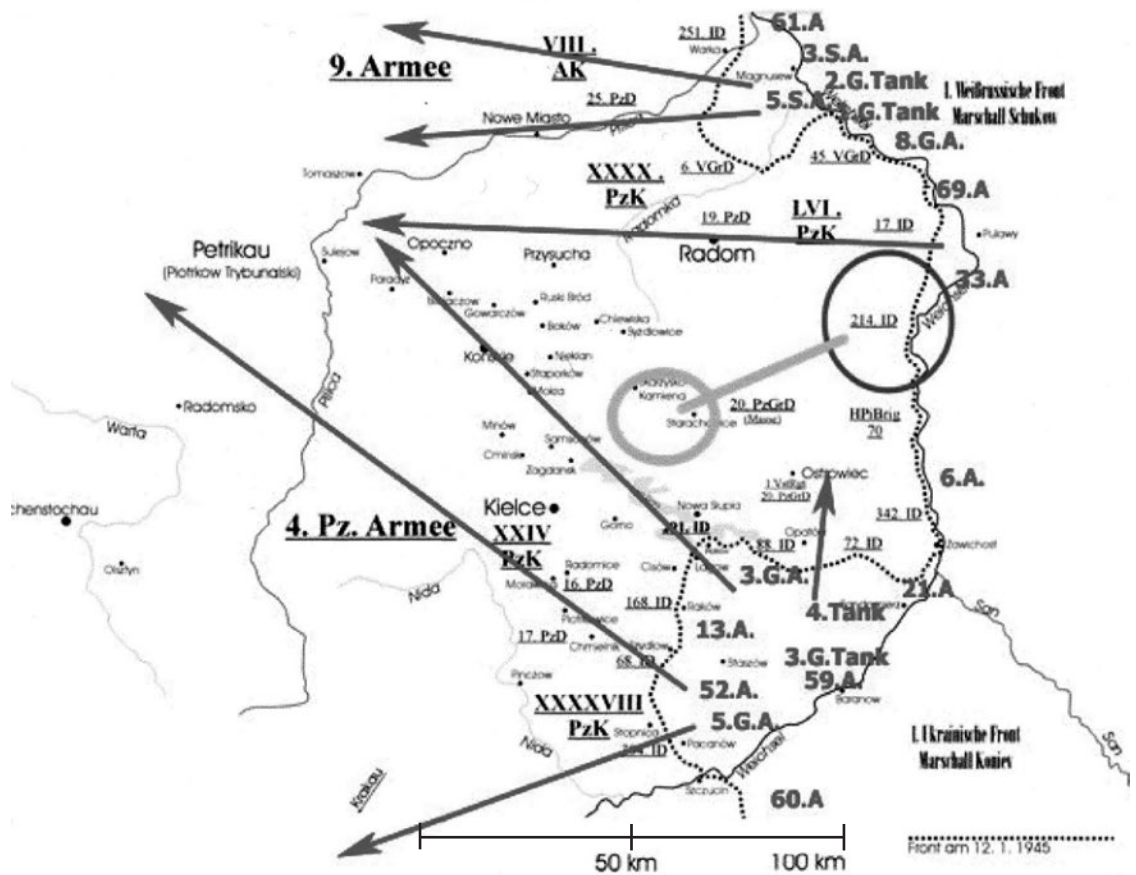
Der Baron aber konnte nicht lange schweigen. Die vielen Gedanken, die ihn seit langem bedrängten, ließen sich nicht einsperren, nachdem sie einmal freigelassen worden waren. Und vielleicht war es noch etwas anderes, das ihn dazu trieb, zu sprechen – hier, wo er mit seinem Sohn allein war und nicht die eigene Frau mit seinen Gedanken ängstigen oder verwirren konnte. Es war das Gefühl des nahenden Unheils. Vielleicht ahnte er sein persönliches Schicksal in einem Land, in dem auf Hitlers und Greisers Befehl niemand diesem Schicksal ausweichen durfte, sondern auf der Stelle zu verharren hatte, um einem Phantom der Siegesgewissheit zu dienen. Der Baron wollte nicht im Sturm der Ereignisse vergehen, ohne seinem Sohne, von dem er merkwürdigerweise annahm, dass er dem Debakel entrinnen werde, gesagt zu haben, was ihn bewegte.

»Ich denke«, sagte er, »noch immer an die Worte, die Naumann heute gesagt hat: ›Wir haben von den Bolschewisten noch Härte zu lernen und die unbarmherzige Grausamkeit gegen Schwächlinge und Verräter. Wir haben nur so weit zurückweichen müssen, weil unsere Revolution nicht brutal und durchgreifend genug war. Es ist nicht genug Blut geflossen.«

So war es doch. Das also sind wir, die wir den Bolschewismus vernichten wollten. Wir enden, indem wir ihn als Muster preisen und von ihm lernen und uns ihm anpassen. Mag sein, dass euer heutiger Kampf nichts anderes mehr übrig lässt, als erbarmungslos zu sein. Aber das ist nur die Folge der Unklugheit, der Maßlosigkeit und der Ungerechtigkeit, die wir früher begangen haben. Oder nicht wir – denn das ist richtig und zugleich falsch – sondern der Führer und die Partei, der wir aus vertrauensvollen, falschen Vorstellungen schrankenlose Macht über uns gegeben haben. Aber es bleibt das Ergebnis, dass wir von den Bolschewisten lernen sollen. Und das ist es, was mich am heutigen Abend am meisten getroffen hat.«

Der Oberleutnant blickte ihn von der Seite an. »Aber du gibst ja zu«, sagte er, »dass uns nichts anderes mehr übrigbleibt, als selbst grausam zu sein, um noch mit einem grausameren Gegner fertig werden zu können. Und es ist nicht so, dass die Bolschewisten einmal menschlich gewesen wären, wir dagegen unmenschlich, und dass wir sie erst unmenschlich und grausam gemacht hätten. Sie waren es von Anfang an, und sie haben uns zur Grausamkeit gezwungen, ob wir wollten oder nicht.«

»Stimmt, mein Junge«, sagte der Baron, »die Bolschewisten sind immer fanatisch gewesen. Und Fanatiker sind immer grausam. Und die Gestapo und der Sicherheitsdienst (SD) sind nur ein schwacher Abglanz davon gewesen und sind es wahrscheinlich auch heute noch. Aber die Russen selbst und die Ukrainer und die anderen Völker sind nicht von Natur grausam und unbarmherzig. In ihnen leben Gutheit und Grausamkeit nebeneinander. Sie leben nur enger nebeneinander als bei uns. Wenn die Bolschewisten ihre Leute dort, wo sie in ihren Kampffronten standen, durch Propaganda und Gewalt grausam gemacht haben, gut, dann blieb uns nichts anderes übrig, als da eben grausam zu sein. Aber niemand hätte uns daran hindern können, in dem Gebiet, das wir besetzt hatten, und unter der Masse der Bevölkerung, die gutwillig und erwartungsvoll auf uns gesehen hat, das Gute aufzuwecken. Wen man nur als Untermenschen anspricht, den macht man schließlich dazu. Ich weiß, dass die Partisanen nicht aus sich selbst erstanden sind, sondern dass die Bolschewisten sie aufgestellt und in die besetzten Gebiete geschickt haben. Und ich weiß, dass sie mit einer Bestialität gekämpft und gemordet haben, die euch



Karte der Schlacht im grossen Weichselbogen 1945.

selbst immer größere Grausamkeit aufgezwungen hat, die niemand versteht, der die Hintergründe nicht kennt. Aber glaubst du, dass die bolschewistischen Partisanen jemals so festen Fuß hätten fassen können, wenn wir getan hätten, was die einfachste Vernunft uns hätte eingeben müssen? Die Masse ihrer Helfer ist den Partisanen erst aus den Menschen zugewachsen,

welche die Herren, die in unserem Namen hinter euren Fronten in Russland regiert haben, zu Untermenschen machen wollten.«

Der Oberleutnant schwieg, weil er keine Antwort wusste. Es fiel ihm schließlich nichts anderes ein als zu sagen: »Gut, du hast recht. Ich weiß doch, dass du recht hast. Aber wir Soldaten haben nichts damit zu tun. Meine Einheit hat

keinem Russen etwas zuleide getan, der uns nicht mit der Waffe gegenüber stand oder uns aus dem Hinterhalt abfiel.«

»Das glaube ich«, sagte der Baron, »aber ihr büßt für die Sünden derjenigen, an die ihr immer noch glaubt. Es geht nicht, dass man Koch oder die anderen von Hitler trennt und als etwas eigenes Böses betrachtet. Wir alle werden für etwas büßen, das wir nicht gewollt haben, in das wir aber verstrickt worden sind, weil wir diesen Kerlen Vertrauen geschenkt haben.«

Der Oberleutnant richtete sich auf. »Das ist meiner nicht würdig«, sagte er.

»Das geht zu weit.«

»Ich habe dir gesagt«, erwiderte der Baron, »dass du von meinen Worten annehmen sollst, was du annehmen kannst und willst, und dass du mir nur zuhören sollst, wie ich meinem Vater zugehört hätte, wenn er mir etwas sagte, dass er sich selbst und seinem Herzen und seinem Gewissen abgequält hatte.«

»Damit ist es nicht getan«, sagte der Oberleutnant, »du willst mein Vertrauen zum Führer zerstören, dem ich meinen Eid geschworen habe und unter dessen Oberbefehl ich kämpfe. Aber damit zerstörst du den Glauben, den man schließlich braucht, wenn man heute

noch kämpfen und eine Kompanie führen soll ...«

»Brauchst du dazu den Glauben an den Führer? Euer Kampf hat nur noch einen Sinn, wenigstens zu versuchen, die Bolschewisten aufzuhalten.

Wenn man sich gegen sie zur Wehr setzt, benötigt man keinen Glauben an den Führer, sondern nur das Wissen um diese Aufgabe. Dein Vater gehört nicht zu den Narren, welche von Zeit zu Zeit die Angehörigen anderer Völker für bessere Menschen halten und die Deutschen sozusagen für den Abschaum der Menschheit. Ich weiß, dass Stalin niemals die Absicht gehegt hat, unserem Wohl zu dienen oder uns Freiheit und Glück zu bringen. Und ich weiß, dass auch die führende Schicht der Polen ihre nationalistischen Ressentiments gegen uns gehabt hat, und nicht nur das, sondern einen Haufen eigener Eroberungsträume dazu. Aber wenn Hitler und seine Leute bis zu den SD- und Polizeiführern und allen anderen Kräften, die im Osten so brutal und so dilettantisch gewirkt haben, nichts anderes getan hätten, als den Russen und den Polen die Vorwände zu liefern, mit denen sie ihren eigenen Absichten ein Mäntelchen der Gerechtigkeit umhängen können, dann hätten sie alle übergenug an

uns, an allen Deutschen und an euch da draußen gesündigt. Und das zumindest ist die Sünde, für die wir büßen müssen, wenn ihr es nicht fertigbringt, uns sozusagen vor unserer Haustür vor diesem Schicksal zu bewahren. Aber das ist nur eine Schuld.«

Er schwieg abermals für einen Augenblick und sah mit einem Blick, der plötzlich voller Trauer war, den Schneeflocken zu, die ruhig und gleichmäßig vom Himmel fielen.

Ihn bedrängten Dinge, die er dem Jungen gar nicht erst sagen wollte, um ihm nicht noch mehr aufzuladen. Er dachte an die Geständnisse, die ihm ein Verzweifelter über das Schicksal der Juden gemacht hatte, so als hätte das Wissen um das Warschauer Ghetto und um die Austreibung der Hunderttausende noch nicht genügt. Die Russen oder Ukrainer oder Polen waren nicht berufen, das Schicksal der Juden an den Deutschen zu rächen. Zu viele von ihnen hatten die Hand geboten oder sich gerne von den Lästigen befreit gesehen. Aber diese Austreibung, diese Erklärung zur Völgerei und diese Vernichtung, die Himmler in den Osten verlegt hatte, um sie vor der Masse der Deutschen zu verbergen, musste zurückschlagen in fürchterlicher

Gestalt, denn sie hatte den Slawen das Beispiel des Bösen geboten, des Bösen, das tausendfach ansteckender war als das Gute. Und dieses mörderische Böse konnte auf dem Umweg über die Slawen zurückfallen nicht nur auf die Urheber, sondern vor allem auf die Ahnungslosen, die an sie glaubten.

»Das ist es«, sagte er langsam, »was mich besonders verzweifelt macht, dass die Männer, welche die Schuld an allem haben, bei euch mehr Vertrauen genießen und mehr Glauben finden als etwa ich, der ich dein Vater bin und der ich allerdings selbst nicht richtig gehandelt habe, als ich das Gut hier genommen habe, das auch in der deutschen Zeit vor 1918 polnisch gewesen ist.«

Der Sohn fühlte die Traurigkeit und fühlte zugleich, wie stark die innere Verbundenheit mit seinem Vater war. »Und wer zählt die Güter, die die Polen den Deutschen nach 1918 abgenommen oder langsam abgepresst haben?« fragte er. »Ja, wer zählt die?« atmete der Baron. »Wer sagt in diesem Land wirklich, was Recht und Unrecht ist, solange die Völker und wir alle in nationalistischen Vorstellungen leben und das Nationalbewusstsein für wichtiger halten als einfachen menschlichen Frieden. Aber es gibt trotzdem ein Maß

von Recht, das früher durch alle Zeiten gültig geblieben ist und das erst Greiser hier zerbrochen hat. Wenn wir uns vor fünf Jahren damit begnügt hätten, zurückzunehmen, was bis 1918 deutsch war, so hätten wir etwas getan, was immer zu vertreten blieb. Aber unsere Herren sind hier so maßlos gewesen wie überall. Aber das meine ich nicht einmal.

Schlimmer sind die Methoden, mit denen die Polen vertrieben und deklassiert worden sind. Und Greiser, den du heute abend von Angesicht zu Angesicht gesehen hast, hat sein gerüttelt Maß Schuld an dem, was geschehen ist. Und wehe uns, wenn das alles, slawisch potenziert, auf uns zurückfällt!«

Der Oberleutnant fühlte erneut die tiefe Traurigkeit seines Vaters. Und er sagte: »Du hast heute deinen pessimistischen Tag. Wir werden es schon schaffen. Unser Divisionskommandeur war in der vorigen Woche vorn. Er hat die neuen Düsenflugzeuge bei Prag gesehen. Die besitzt niemand außer uns. Sie werden den Himmel rein fegen, und damit ist das Entscheidende geschafft. Und bei den Flugzeugen handelt es sich nicht um die einzigen neuen Waffen ...«

»Ich wünschte, dass du recht behältst.« Es hatte aufgehört zu schneien, und man sah wieder

weit über das weiße Land hinweg. Sie hatten schon das Dorf hinter sich gebracht und würden in Kürze zu Hause sein. Der Baron konnte nicht verhindern, dass er sich in seinem Innersten fragte, wie lange dieses Land noch seine und seiner Familie Heimat sein würde. Sie hatten einmal ihr baltisches Gut zurückgelassen. Und die Russen hatten längst eine Kolchose daraus gemacht. Aber waren die Polen verpflichtet, dafür zu zahlen? Und war gerade der Pole dazu verpflichtet, den er von diesem Gut, auf dessen Boden sie jetzt fuhren, verdrängt hatte? Er selbst hatte sich bemüht, den Polen, die auf dem Gute blieben, ein gerechter Herr zu sein, doch er blieb nach nationalistischen Gesetzen ein fremder Herr. Aber was bedeutete sein guter Wille im Schatten der größeren Dinge? Und was bedeutete es bei der Wandlungsfähigkeit der Slawen, deren Güte man in Hass verwandeln konnte, wenn man wollte. »Ich wünschte, dass du recht behältst«, wiederholte der Baron, aber er hatte wieder das Gefühl, dass der Boden unter ihm und unter dem Wagen wankte. »Denn wenn du nicht recht behältst ...« Er senkte den Kopf und fuhr langsam fort: »Noch schlimmer als die Tatsünden werden die Sünden der gelieferten Vorwände

sein. Und ich sehe schon alle diejenigen, die nicht weniger maßlos sind als unsere Herren, aber die schon auf ihre Stunde lauern, der übrigen Welt sagen zu können: Seht die Deutschen, hört, was sie getan haben. Und denkt daran, wie recht ihnen geschieht, wenn wir sie jetzt zertreten.«

Schlacht im großen Weichselboden

Die letzte russische Winteroffensive 1945

Am 12. Januar 1945 griffen die 1. Weißrussische Front (Marschall Schukow) und die 1. Ukrainische Front (Marschall Konjew) auf einer Frontbreite von Warschau bis Jasło an. Gleichzeitig griff nördlich von Warschau Rokossowskijs 2. Weißrussische Front mit neuen Armeen die deutsche 2. Armee an.

Die deutschen Truppen in einer Stärke von 569.000 Mann mit 8.230

»Ich werde recht behalten«, sagte der Oberleutnant, und er glaubte wirklich daran, weil ihm die Ahnung der Dinge, die da hereinbrechen konnten, von neuem in den Glauben hineintrieb, dass nicht geschehen werde, was nicht geschehen dürfe ...

Geschützen, 700 Panzern und 1.300 Flugzeugen stehen einer russischen Übermacht von 1,5 Millionen Soldaten, 28.000 Geschützen, 3.300 Panzern und 10.000 Flugzeugen gegenüber.

Für die Rote Armee war dies die letzte gewaltige Kraftanstrengung des 2. Weltkrieges. Um den Kampfwillen zu stärken, sind Millionen von Flugblättern verteilt worden, die zur »Vernichtung des faschistischen Tieres in seiner Höhle« und zur »Vergewaltigung der germanischen Frau« auffordern. Die Todesstunde für die deutsche Bevölkerung im Osten hat geschlagen. Wikipedia

EIN KLEINER RING
BEGRENZT UNSER LEBEN.
UND VIELE GESCHLECHTER

REIHEN SIE DAUERND
AN IHRES DASEINS
UNENDLICHE KETTE.

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE

Meine Kindheit in Lübgust und die Flucht

Prof. Dr. Dietrich Severin, Berlin

4. Fortsetzung

Schuhe waren im Krieg knapp. So ließen meine Eltern mir ein Paar Stiefel von einem Schuster anfertigen, das Material dafür lieferten die noch brauchbaren Schäfte von zwei Stiefelpaaren meines Vaters. Der Schuster wohnte in einem benachbarten Dorf, ebenfalls, wie unser Vorwerk, mit dem Namen Storkow. Er brauchte eine lange Ewigkeit, denn während der Arbeiten an meinen Stiefeln wurde er vorübergehend zu den Soldaten eingezogen. Als die Stiefel dann endlich fertig waren, drückten sie so sehr, dass ich sie nicht mehr anziehen konnte.

Mehrmals musste ich zur Anprobe. In dieser Zeit kam das Gerücht auf, dass ein Russe geflohen sei. Da der Weg nach Storkow durch hohe Getreidefelder führte, hatte ich Angst, er könnte mir etwas antun und so baute ich mir eine Waffe. Sie bestand aus einer Stange, auf der ich mein Taschenmesser aufgefplant hatte. Sie sah aus wie ein Dreispitz. Ich habe ihn aber nicht gebraucht.

In dem gleichen Storkow hat es

eines Nachmittags gebrannt. Die Flammen leuchteten bis in unser Dorf. Wir Kinder liefen in das Nachbardorf. Zwei Bauerngehöfte standen durch Blitzeinschlag in Flammen. Wir kamen gerade dazu, als ein Mann mehrere Schafe aus dem brennenden Stall trug, bis er dann selbst infolge der Atemnot zusammenbrach. Inzwischen war es dunkel. Das Feuer loderte gespenstisch in den Himmel. Eine Feuerwehr gab es nicht. Die Menschen bildeten eine Eimerkette und versuchten vergeblich, der Flammen Herr zu werden. Ich kam nachts um 11.00 Uhr nach Hause. Es war ein warmer Sommertag. Meine Mutter saß bei abgelassenen Scheiben in der Glasveranda. Sie hat sich sicher geängstigt, mich wegen meines Ausbleibens aber nicht gescholten, wie ich es erwartet hätte.

Eines Tages lief das Gerücht im Dorf um, in der Stadt Bublitz gäbe es Holzschuhe zu kaufen. Ich bekam die Erlaubnis mit dem Zug dort hinzufahren. Es war wohl die erste Fahrt alleine mit dem Zug. Da



es Sommer war, hielt ich mich die meiste Zeit auf der offenen Plattform des Eisenbahnwaggon auf, um den Fahrtwind zu genießen. Jeder Waggon hatte an den beiden Enden je eine solche Plattform, über die man ein- und ausstieg. Am Abend kam ich mit einem *Paar Holländern* wieder, das sind aus einem Stück Holz geschnitzte Schuhe, die für Kinderfüße recht ungewohnt sind, und so werde ich sie wohl nicht oft angehabt haben, zumal wir im Sommer eigentlich nur barfuß liefen.

Eine andere Fahrt, auch in Zusammenhang mit meinen Füßen,

war noch romantischer. Es ging nach Neustettin und zwar in einem zweisitzigen Sportwagen, den *von Rohrs* bis dahin noch nicht an die Wehrmacht abtreten mussten. *Frau von Rohr* war die Fahrerin. Meine Mutter saß neben ihr. Ich wurde nach hinten in den Kofferraum verfrachtet, in dem planmäßig ein Notsitz einzuklappen war. Über meinem Kopf schwebte der Kofferraumdeckel, mein Blick war rückwärtsgerichtet, so dass die Straßenbäume nicht auf das fahrende Auto zukamen sondern sich entfernten. Das Ziel der Reise war das Krankenhaus, wo man mir

einen dicken Gipsverband um die Füße legte, um danach Einlagen für die Schuhe zu fertigen. Möglicherweise habe ich diese, bedingt durch die Kriegswirtschaft, gar nicht mehr erhalten, denn ich kann mich an sie nicht mehr erinnern. Erst im Jahre 2008 hat mir ein Orthopäde Einlagen verordnet, weil ich angeblich einen Spreizfuß habe, der mich allerdings bis dahin störungsfrei durch mein Leben gebracht hat. Um den Abdruck zu nehmen, musste ich lediglich auf eine Schaummatte treten. Das ganze dauerte wenige Sekunden.

Das Dorf Lübgust war auf der einen Seite eingerahmt von den sich weit ausdehnenden Tannewäldern, in denen gejagt wurde, in denen wir im Sommer mit den Eltern spazieren gingen und Beeren sowie Pilze sammelten. Manche Waldflecken waren großflächig mit Pfifferlingen bedeckt. Auch wir Kinder veranstalteten dort häufig unsere Kriegsspiele und sangen dabei die Kampflieder der Soldaten, die uns sehr gefielen, z.B. *Wir fahren gegen England*. Wir wurden davor gewarnt, Gegenstände anzufassen, die wir möglicherweise in den Wäldern finden könnten, denn es ging das Gerücht, die Alliierten würden aus ihren Flugzeugen Spielzeug abschmeißen, das bei Berührung

explodiert, um die Zivilbevölkerung zu schädigen.

Die tiefliegende Bahnlinie von Gramenz nach Neustettin trennte die Wälder und das Dorf. An ihren Böschungen wuchsen zuhauf die kleinen schmackhaften Walderdbeeren, die wir heute kaum noch zu Gesicht bekommen. Die andere Seite des Dorfes begrenzte ein Laubwald mit eingelagerten Teichen, unter anderem dem Badeteich, wo ich meine ersten Schwimmversuche machte. Dieser Teich hat, oder besser die schönen großen darauf schwimmenden Seerosen, haben dem Dorf ein trauriges Schicksal beschert. Es war im Sommer, ein heißer Tag, ich weiß es noch genau, als die Nachricht durch das Dorf ging, die Tochter eines Landarbeiters habe sich beim Baden in den Seerosen verfangen und sei ertrunken. Als ihr Freund davon erfuhr, lief dieser so schnell er konnte aus dem Dorf zur Unglücksstelle, sprang stark überhitzt ins Wasser und kam nicht wieder hoch. Den nächsten Tag hat man das Wasser aus dem Teich abgelassen, um die beiden Toten zu bergen.

Nicht weit vom Badeteich entfernt floss die Persante, dort noch ein schmales Flüschen, das als einer der bekannten Pommerschen Flüsse bei Kolberg in die Ostsee



mündet. Wenn man die Dorfstraße hinunterging und den Wald mit den Seen links liegen ließ, kam man zum Lübguster Bahnhof, musste allerdings vorher die durch eine Schranke gesicherten Gleise passieren. Die Bahn kam aus der Richtung Bärwalde und fuhr über Gramenz weiter nach Schivelbein. Am Bahnhof hing ein großes Plakat. Es zeigte den Kohlenklaus, einen gebückt daherkommenden, verschlagen guckenden Mann, der einen Sack Kohlen auf dem Rücken trägt. Kein anderes Reklambild hat sich mir stärker eingepägt als dieses und sicher auch kein anderer Spruch als der: *Räder*

müssen rollen für den Sieg, der in weißer Farbe auf die Güterwaggons der Züge aufgemalt war. Da ich wusste, dass die große Menge Kohle, die die Dampflokomotiven verheizten, aus der Erde geholt wurde, habe ich mir schon als Kind Gedanken darüber gemacht, ob die Kohlen eines Tages nicht zu Ende gehen könnten.

In Lübgust hatten wir einen kleinen Lebensmittelladen, damals Kolonialwarenladen genannt. Der Besitzer hieß Röpke. Das Schönste, was er für uns Kinder hatte, waren die roten himbeerförmigen und nach Himbeeren schmeckenden Bonbons, die er in einem großen

gläsernen Behälter aufbewahrte. Zu seinem Anwesen gehörte eine Gaststätte mit einem relativ großen Saal, der für Kinovorführungen genutzt wurde. Zweimal im Jahr kam der Filmvorführer ins Dorf. Er brauchte einen halben Tag, um seine riesige Vorführmaschine, die große Leinwand und die Lautsprecher aufzubauen. Wir Kinder waren begierig, ihm dabei helfen. Die Filme waren auf Zelloidstreifen gebannt und diese wiederum auf große Rollen gewickelt.

Meine Eltern gingen nicht ins Kino aber ich durfte, musste allerdings dafür an dem betreffenden Tag nach dem Mittagessen schlafen, was vor Aufregung kaum möglich war. Zu Beginn jeder Vorführung lief jeweils die aktuelle Wochenschau. Sie hat mich besonders fasziniert. Als Propagandainstrument des Dritten Reiches zeigte sie vor allem die militärischen Erfolge an der Front, die angreifenden Panzer und Flugzeuge, den Vormarsch der Soldaten aber auch den Führer während seiner Reden, in Gesprächen mit ausländischen Politikern oder mit seinen Volksgenossen. Der anschließende Spielfilm war dann nicht mehr so interessant, außer *Quax der Bruchpilot* mit Heinz Rühmann, den ich Jahrzehn-

te später mit Freude wiedergesehen habe, manche Szene war mir noch von damals in Erinnerung.

Zu einem eindrücklichen Erlebnis in meiner Kindheit gehören meine Ferien in Deutsch Krone, nicht nur, weil ich ganz alleine mit dem Zug dorthin fahren durfte, mit Umsteigen in Gramez und Schneidemühl. Auf dem Bahnhof in Neustettin sehe ich noch heute an der Sperre die sogenannten *Kettenhunde*. Diese Männer, mit einer Kette um den Hals und einem großen blechernen Schild vor ihrer Brust, waren gefürchtet. Sie suchten nach Deserteuren. Zu diesem Zweck überprüften sie die Urlaubsscheine der Soldaten und kontrollierten alle Männer im wehrpflichtigen Alter, um mögliche Drückeberger vor der Wehrpflicht aufzuspüren. Ihre Strafen waren hart. Sie reichten bis zur Todesstrafe, denn Abschreckung war ein wirkungsvolles Einschüchterungsmittel des Dritten Reiches.

Es waren die Sommerferien 1944. Meine Gastfamilie in Deutsch Krone waren Frau Bayer, eine Kusine meiner Großmutter Damrath. Ihr achtzehnjähriger Sohn Dieter war der oberste Hitlerjugend-Führer des Gaues und für mich in seiner Uniform eine imponierende Erscheinung. Er hat mir im Freibad von Deutsch

Krone die ersten Schwimmübungen beigebracht. Als er dann selbst vom Fünfmerturm sprang, riss er sich durch einen unsichtbar im Wasser liegenden Gartenstuhl den Oberschenkel auf. Mit dieser Verletzung lag er die Tage nach dem 20. Juli, also nach dem misslungenen Attentat auf Hitler, auf dem Sofa. Deutlich sehe ich Ihn vor mir mit der Zeitung, und die vielen untereinander stehenden Namen der am Attentat Beteiligten und anderer im Widerstand Tätigen. Die Leute aus dem Widerstand waren in Dieter Bayers Augen Verräter. Seiner Entrüstung und Enttäuschung über die von ihm vorher verehrten Offiziere ließ er freien Lauf. Gleich nach seiner Genesung ging er als Freiwilliger in den Krieg. Wenige Wochen später ist er an der Ostfront gefallen.

In Deutsch Krone war die Bevölkerung dienstverpflichtet worden, um breite Panzergräben auszuheben. Diese sogenannte Pommernstellung sollte den Vormarsch der Roten Armee aufhalten. Trotz des Ernstes der Lage, den damals noch niemand voraus sah, erfreute sich die Bevölkerung auf einem großen Volksfest. Hier habe ich zum ersten Mal in meinem Leben eine Autoscouter-Anlage gesehen. Der Andrang auf die kleinen elektrisch betriebenen Fahrzeuge,

die über eine lange flexible Stange ihren Strom aus der metallenen Decke bezogen, war riesig groß. Meine noch heute anstehende Faszination für diese elektrisch betriebenen Wiesel bewirkte damals allein das Zuschauen.

Später habe ich mir die Frage gestellt, wieso Derartiges kurz vor Kriegsende noch möglich war. Sicher wollten die Herrschenden den Menschen die heile Welt vorgaukeln, und sie hatten wohl auch Erfolg, denn niemand stellte sich ernsthaft vor, dass er wenige Monate später seine Heimat für immer verlassen müsse.

Während meiner Rückfahrt zeigte mir ein Mitreisender auf dem Bahnhof von Schneidemühl einen General, den ersten, den ich in meinem Leben gesehen habe. Seine Uniform mit langen, ich glaube roten, Streifen an der Hose machte einen großen Eindruck auf mich.

Nicht minder aufregend als die Ferien in Deutsch Krone war die Reise mit meiner Mutter nach Berlin. Omi Damrath wohnte dort in Steglitz in der Kellerstraße 4. Der Bombenhagel ist an diesem Haus vorbeigezogen. Es steht heute noch baulich unverändert. Nur der große Baum an der Ecke zwischen der Kellerstraße und dem Steglitzer Damm ist nicht mehr. Auf der

gegenüberliegenden Straßenseite in einem Eckhaus war ein Lebensmittelladen, heute umfunktioniert zu einem Kinderladen, aus dem ich täglich die Milch holen durfte. Diese wurde mittels eines langstieligen Messbechers aus der großen Kanne geschöpft. Besonders liebte ich aber den um die Ecke liegenden Bäckerladen, in dem es damals genauso gut roch wie in einer heutigen Bäckerei. Jeden Morgen durfte ich in einem weißen Beutel frische Brötchen holen, die wir auf dem Land nicht kannten.

Ich muss damals noch sehr klein gewesen sein, denn Luftangriffe auf Berlin gab es zu dieser Zeit wohl nur selten. Mächtig erschrocken war ich, als wir zum ersten Mal in der S-Bahn mit hoher Geschwindigkeit dicht an den Wänden großer Wohnhäuser vorbeifuhren. Besonders schön war eine Fahrt nach Fürstenwalde zu den Neubauern, den Schwiegereltern meines Onkels Werner, dem Bruder meiner Mutter. Dort bei Neubauern im Garten sind mir zum ersten Mal in meinem Leben Schildkröten begegnet.

Ebenso deutlich ist mir im Rahmen der gleichen Berlinreise ein Besuch bei Tante Hanna Hahn, der Schwester meines Vaters, in Erinnerung. Sie wohnte mit ihrem Mann und zwei Kindern in

der Nähe des Breitenbachplatzes. Meine Mutter setzte mich am Steglitzer Damm in einen Bus und übergab mich dem Schaffner, der mich an der vereinbarten Haltestelle aussetzte. Ich war stolz, ganz alleine durch Berlin fahren zu dürfen. Heute weiß ich, die Strecke war nicht so lang wie sie mir damals erschien, aber immerhin ging es durch eine große Brücke. Es muss die S-Bahnbrücke am Rathaus Steglitz gewesen sein. Am Breitenbachplatz holte mich Tante Hanna ab. Zum Mittagessen gab es Pellkartoffeln mit Quark, nichts womit man einem Landkind, das in der Stadt etwas Besonders erwartet, eine Freude hätte machen können, aber gerade deswegen erinnere ich mich wohl an diesen Besuch.

Nahe zu dem S-Bahnhof Lichterfelde, in der Potsdamer Str. 64, wohnte ein Bruder meines Großvaters, nämlich Onkel Karl, mit seiner Frau Käthe und der angenommenen Tochter Ursel Müller-Severin. Auch die besuchten wir, und auch dieser Besuch ist mir in Erinnerung geblieben, denn Onkel Karl schenkte mir ein wunderbares Buch über ein Eichhörnchen mit vielen schönen gezeichneten Bildern. Dieses Buch von Josef Zeman trägt den Titel »Rothärchens Abendteuer«. Es hat die Flucht



und die ganze Nachkriegszeit auf wunderbare Weise überstanden, ich weiß nicht wie. Es ist noch heute in meinem Besitz. Ich hoffe sehr, dass es meine Erben ebenso, wie ich es getan habe, in Ehren halten. Aber vielleicht schenke ich es auch unserem ersten Urenkelkind, falls ich das noch erlebe. Doch nun wieder zurück nach Lübgust.

Mein Vater war starker Raucher. Er liebte Zigarren und die Pfeife. Noch heute verströmen manche von ihm geerbten Bücher und Akten den typischen Geruch kalten Rauches. Da es im Kriege Zigarren so gut wie gar nicht gab, rauchte er vor allem die Pfeife. Aber auch Pfeifentabak war knapp. Viele Familien, so auch wir, bauten da-

her selber Tabak an. Die großen Blätter wurden nach der Ernte getrocknet, danach mit Rosenblättern und Fermenten versetzt, in große Päckchen verpackt und zur Fermentierung im Schafstall tief in den Schafsmist eingegraben. Nach mehrmonatiger Lagerung dort war der Tabak gereift und roch nun besonders gut. Die von den Stängeln befreiten Blätter wurden in feinste Streifen geschnitten. Dies besorgte eine kleine Handschneidemaschine mit einer Vielzahl von runden Schneidrädern, die auf zwei sich gegeneinander drehenden Wellen aufgebracht waren. Die Tabakblätter liefen oben ein und kamen unten fein geschnitten heraus.

Fortsetzung folgt



HEIM(AT) SPIELE

**Jeder Mensch
braucht ein Zuhause,
eine Heimat**

Manchmal ist es fast schon ein Geheimnis, wo Bilder der Erinnerung landen. So können auch Fußballspiele Gedanken an die Heimat wecken. Frühere Zeiten, an anderen Orten also.

Wie ein Mantel legen sich dann Erinnerungen um die Schulter. Den Einen erwärmt der Mantel, dem Anderen ist er viel zu eng, und er hat ihn schon lange abgelegt.

Viele aber sind darin auch gerne zu Hause. Ja, und so geht es wohl auch mir

Vor einigen Tagen telefonierte ich mit ehemaligen Mitbewohnern unseres Heimatdorfes **Stepen**, 335 Einwohner, im Kreis Neustettin. Irgendwie fiel das Stichwort »**Fussball**«, und die Frage wurde lebendig: »Wie war es damals eigentlich bei uns vor einem $\frac{3}{4}$ Jahrhundert.«

Dazu vorweg einige Informationen. In unserem Dorf gab es drei soziale Begegnungsorte: den Gutshof mit über 3.000 Morgen

Land, die Schule als Lernstätte und dann unsere schöne Fachwerkkirche.

Heute würde man von Orten der Sozialisierung sprechen. Natürlich gab es darüber hinaus auch

Begegnungen bei Jahresfesten und beim Kaufmann, der als »Kolonialwaren Pitzke« bekannt war.

Aber die Fußballmannschaft hatte gerade durch ihre Zusammensetzung doch eine besondere Bedeutung für unser Gemeinwesen. Von meinem 90 Jahre alten Pommernfreund Konrad Wehner habe ich bei Gesprächen viel erfahren, wie es früher zuging. Er berichtete mir, dass es schon recht mühsam war, mit Pferdeknechten und Bauernsöhnen eine gute Mannschaft zusammen zu trommeln, denn sie waren von der schweren Feldarbeit oft erschöpft. Und doch, wenn es los ging mit viel Spaß und Scherz, waren sie nicht mehr zu halten.

Gespielt wurde gegen die Mannschaften der umliegenden Dörfer. Sie hatten auf Plattdeutsch meis-



Die Stepenener Fussballmannschaft (1938)

v. l. Erhard Pitzke, Karl Nachtigall, Robert Pillasch, Walter Dahlke, Wilhelm Berndt, Ernst Pitzke, Emil Janitz, Karl Janitz, Hans Mess und Paul Villwock

tens Spottnamen, z. B. Dresch = Dreschers Dreuner und Kasimirschhof = Rookheuner. Die Stepenener hatten die Bezeichnung Stepesche Sandhohsen. Wir können auf dem alten, historischen Foto erkennen, wie stolz man das Kleeblatt-Trikot trug.

Und wo fanden die Spiele statt? Meistens auf der Wiese mitten im Dorf oder hinter dem Lustgarten des Gutes, dann neben dem Schulturnplatz auf dem Feld von Bauer Wehner und manchmal auch auf den abgeernteten Stoppelfeldern.

Selbstgebastelte Tore wurden schnell aufgebaut. Die Torlinie ließ

sich mit Sägespänen markieren. Die Feldgröße war mit eingeschlagenen Stangen abgegrenzt.

Bei größeren Spielen war stets der Dorfschullehrer als Schiedsrichter eingesetzt, oft auch Fritz Pesahl, der Rechnungsführer des Gutes.

Als einer, der damals noch viel zu klein war, um mitspielen zu können, habe ich einen Spieler bewundert. Es war Erwin Hoffmann aus dem Tagelöhnerhaus Vierpott.

Er konnte elegant mit dem Ball fummeln und sogar mit der Hacke tricksen.

Ach, und noch etwas Besonde-

Die Nachtigall

*Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen;
Da sind von ihrem süßen Schall,
Da sind in Hall und Widerhall
Die Rosen aufgesprungen.*

*Sie war doch sonst ein wildes Blut
Nun geht sie tief in Sinnen,
Trägt in der Hand den Sommerhut
Und duldet still der Sonne Glut
Und weiß nicht, was beginnen.*

*Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen;
Da sind von Ihrem süßen Schall,
Da sind in Hall und Widerhall
Die Rosen aufgesprungen.*

Theodor Storm, 1817–1888



res fällt mir aus den Kindertagen ein. Am Sonntagvormittag während des Gottesdienstes durfte nicht gespielt werden. Als einmal mein Vetter, Rudolf Affeldt, überredet werden sollte mitzuspielen, lehnte er es standhaft ab mit der Begründung: »Meine Oma hat es verboten!«

Das letzte große Turnier vor dem Kriege fand im Nachbarort Schönau statt. Als Zuschauer konnte ich nicht dabei sein. Wer Turniersieger geworden ist, weiß ich deshalb nicht. Es wurde aber noch tagelang davon erzählt und eifrig diskutiert.

In der Nachbetrachtung kann man feststellen, dass eine solche Spielgemeinschaft die Zusammengehörigkeit wachsen lässt, auch wohl gerade deshalb, weil Standes- und Einkommensgrenzen in den Hintergrund traten. Freundschaften entstanden und Spielregeln wurden eingeübt. Diese Spiele ließen ein Zusammengehörigkeitsgefühl für das ganze Dorf entstehen – aus einer Spielgemeinschaft wurde eine Dorfgemeinschaft!

*Walter Mertins,
Kronshagen
früher Stepen*

Aktuelle Bücher

KURT-DIETER LISKE

»**Das war das Ende
von Neustettin**«

Herausgeber: HKA Neustettin

Preis: 6 €

JUBILÄUMSAUSGABE

des HKA NEUSTETTIN

MNL-Festausgabe anlässlich der
50jährigen Patenschaft

Preis: 12 €

*Beide Bücher sind erhältlich
beim Heimatkreisausschuss und
im Heimatmuseum in Eutin.*

SIEGFRIED ZECH

Bittere Früchte

Herausgeber: HKA Neustettin

Reprint, Preis 5 €

UWE THIEL, HARRY NEUMANN

**Priebkow – ein Rittergut
in Hinterpommern**

Selbstverlag 2010, Festeinband,

600 Seiten, 459 Abbildungen,

51 Kartenausschnitte,

Preis auf Anfrage, zzgl. Versand

Bezug über Uwe Thiel,

Hirtenweg 1, 17159 Dargun

CHRISTA HIMMELE

Juchow

**Geschichte des Landgutes
und der Familie Dennig**

Preis: 35 €

Bezug über Ch. Himmele

Janowo 8, Pl 78-404 Szsceciniek

HEINZ BUCHHOLZ

»**Iwan, das Panjepferd –
Eine Kindheit
zwischen Krieg und Frieden**«,

u. a. Solnitz

ISBN: 3-00-014157-X,

Preis: 19,90 €

ISBN: 978-3-00-024513-8

als Taschenbuch 8,95 €

GÜNTER DAMASKE

»**Ich war einer
von Hitlers Kindern**«

Kindheit und Jugend

in Neustettin,

Soldat im hohen Norden

ISBN: 3-8311-4367-6

Preis: 19,80 Euro

GÜNTER DAMASKE

**Aufbruch Ost, Band I
Jg. 1924, Kindheit und Jugend
in Neustettin**

ISBN: 3-8334-4965-9

Preis: 16,80 Euro

HEINZ JONAS

**Neustettin, Bilder einer
deutschen Stadt**

Reproduktion alter

Ansichtskarten

ISBN: 3-88042-885-9

Preis: 20 €

BERND W. NEUBAUER

»**Du bist doch kein Kind mehr**«

ISBN: 978-38482-2819-5

Preis: 15,90 €

*Die Bücher sind im Buchhandel
erhältlich, oft als Book on Demand!*

Warschauer Ghetto

Landessuperintendent Dr. Martin Dutzmann
Morgenandacht am 9. August 2012

»Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.«

Täglich sprechen ungezählte Menschen auf der ganzen Welt diese Worte, wenn sie gemeinsam mit anderen oder allein das Vater-unser beten.

»Und vergib uns unsere Schuld.« Den ersten Teil der Bitte spreche ich mit, ohne lange überlegen zu müssen. Ich weiß, dass ich anderen Menschen viel schuldig bleibe.

In den zweiten Teil der Vater-unser-Bitte einzustimmen, fällt mir erheblich schwerer:

»... wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.« Ich kenne mich schließlich und weiß, wie nachtragend ich oft bin. Manchmal führe ich im Streit mit anderen sogar uralte Geschichten ins Feld, um dann vorwurfsvoll festzustellen: *»Du hast dich überhaupt nicht geändert! Es ist doch immer wieder dasselbe mit dir.«*

»... wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.« Damit mir das gelingt, brauche ich Vorbilder. Vorbilder wie die alte Dame, die ich vor einigen Jahren in Warschau

traf. Ich begegnete ihr zufällig. Wir besuchten mit einer Delegation der Lippischen Landeskirche die evangelisch-reformierte Kirche in Polen, unter anderem das dortige Archiv. Die Archivarin empfing uns freundlich und beantwortete geduldig unsere Fragen. Leidenschaftlich wurde sie, als wir sie fragten, ob sie sich denn noch an den Warschauer Aufstand gegen die deutsche Besatzung im Jahr 1943 erinnern könne. Und ob sie das konnte! *»Mitgekämpft habe ich«,* rief sie nicht ohne Stolz. *»ich hatte sogar ein Gewehr, obwohl ich noch fast ein Kind war.«*

Und dann erzählte sie weiter:

»Ich bin übrigens in dem Haus, in dem wir uns hier befinden, groß geworden, und Sie müssen wissen: Genau neben diesem Haus verlief die Mauer, die das Warschauer Ghetto von der Stadt trennte. Wir waren eine von ganz wenigen Familien in Warschau, die ins Ghetto hinein sehen konnten.« In diesem Ghetto hatten die Nationalsozialisten Jüdinnen und Juden aus Warschau, ganz Polen und anderen Gebieten einge-

sperrt. Von hier aus wurden sie in das Vernichtungslager Treblinka deportiert.

Die Archivarin erzählte weiter: »Damals gab es einen Streit in der reformierten Gemeinde. Sollte der Pastor Jüdinnen und Juden aus dem Ghetto einen falschen Taufschein ausstellen, um ihre Überlebenschancen zu erhöhen? Oder war ihm eine solche Lüge verboten?« Da saßen wir Besucher und schämten uns für das, was Deutsche dem polnischen Volk, den Juden in Polen und nicht zuletzt dieser Frau angetan hatten. Wir lippischen Besucher wussten auch, dass der Kommandant des Warschauer Ghettos ein Detmolder Nationalsozialist gewesen war. »Wie kommt es, dass Sie heute mit Deutschen reden und arbeiten und auch uns so freundlich willkommen heißen«, fragte ich die alte Frau. »Ich habe nach dem Krieg viele andere Deutsche kennen gelernt«, erwiderte sie, »und jetzt kann ich zwischen den deutschen Verbrechern damals und den deutschen Geschwis-

tern heute unterscheiden.« Was die Frau sagte, beeindruckte uns. Auch rührte uns an, dass sie wie selbstverständlich deutsch mit uns sprach ...

»... wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.« Eine kleine Geschichte von einer großmütigen Frau. Solche Großmut war es, die die Völker Europas nach dem zweiten Weltkrieg aufeinander zugehen ließ. Trotz der Schuld, die Deutsche auf sich geladen hatten. Dafür bin ich dankbar. Zugleich weiß ich mich verpflichtet. Verpflichtet, mich für den Frieden in Europa einzusetzen. Gerade jetzt, wo die europäische Union in eine Krise geraten ist. Und für meinen Alltag nehme ich mir vor, meinen Schuldigern zu vergeben so wie Gott mir meine Schuld vergibt ...

Die frühere Königstraße in Neustettin, dem heutigen Szczecinek, heißt heute:

*Ulica Bohaterów Warszawy =
Straße der Helden von Warschau.*

S. Raddatz





ALICIJA TYSZKIEWICZ

Mein Leben Moje Życie



Vorwort

Es war eine seltsame Abfolge von Ereignissen. Zunächst erschien in unserer Lokalzeitung TEMAT ein Artikel, der die schwierigen Lebensanfänge der ersten Polen in Szczecinek darstellte und den tragischen Tod meines von russischen Soldaten erschossenen Vaters, jedoch mit dem entstellten Nachnamen Zalewicz (nach Angaben aus dem Archiv).

Dann kam die Antwort von der Stadt mit den Daten von der Anmeldung meiner Eltern bei der Ankunft in Szczecinek bis zu ihrem Tod. Ein solches Dokument brauchte ich, um eine Entschädigung für das in den Grenzgebieten zurück gelassene Vermögen zu bekommen. Die Antwort lautet:

Prolog

To był dziwny ciąg zdarzeń. Najpierw w naszej miejscowej gazecie »Temat« ukazał się wspomnieniowy artykuł o trudnych początkach życia pierwszych Polaków w Szczecinku, ze wzmianką o tragicznej śmierci zastrzelonego przez rosyjskich żołnierzy mojego Tatusia, ale ze zniekształconym nazwiskiem Zalewicz (wg danych z archiwum).

Potem nadeszła odpowiedź z Urzędu Miasta w sprawie przebiegu zameldowania moich Rodziców, od chwili przyjazdu do Szczecinka, aż do ich śmierci. Taki dokument potrzebny mi jest do uzyskania odszkodowania za mienie pozostawione na kresach taka jest treść odpowiedzi: »osoby takie nie figurują w naszych dokumentach« ... ! Tylko tyle ! Nie było ich, nie istnieli !

»Solche Personen sind nicht in unseren Unterlagen aufgeführt ...«

DAS IST ALLES!

SIE EXISTIEREN NICHT, ES HAT SIE NIE GEGEBEN!

Ganz aufgeregt ging ich zur Meldestelle und erklärte, dass das an mich geschickte Schreiben das Amt bloß stellte. Jedoch der Leiter fühlte sich nicht bloß gestellt, im Gegenteil! Die Antwort wäre doch umfassend und wahrheitsgemäß. In den Meldebüchern standen weder Jan noch Jadwiga Zylewicz, und es spielt für uns keine Rolle, dass die Eltern von ihrer Ankunft am 6. Mai 1945 bis zu ihrem Tod hier gelebt haben.

Ich erlebte einen Schock. Plötzlich wurde mir klar, dass niemand von der Existenz der Verstorbenen wissen wird, wenn ich, die Nestorin der Familie, nicht mehr da bin.

Ich beschloss, alles, woran ich mich erinnere, aufzuschreiben für diejenigen, die weiter leben werden, damit meine Eltern nicht nur in meinem Gedächtnis, sondern auch in dem der nach uns Lebenden weiter leben.

**DIES IST MEINE WAHRHEIT
ÜBER DAS, WAS VERGANGEN
IST !**

Juni 2007



Cała w nerwach poszłam do biura-meldunkowego i oświadczyłam, że pismo, które mi przysłali kompromituje Urząd. Niestety p. Kierownik nie poczuł się skompromitowany, nawet przeciwnie ! Przecież odpowiedź jest wyczerpująca i zgodna z prawdą. W księgach meldunkowych nie ma Jana i Jadwigi Żylewicz. I nie ma znaczenia, że mieszkali tu od chwili przyjazdu, to jest od 6 maja 1945r. – aż do swojej śmierci. Przeżyłam wstrząs: Nagle uzmysłowiłam sobie, że kiedy mnie zabraknie, a jestem nestorką rodziny nikt nie będzie wiedział o istnieniu Tych którzy już odeszli. Postanowiłam spisać wszystko to co pamiętam dla Tych którzy zostaną po nas, by żyli nie tylko w mojej pamięci ale i tych którzy są i będą po nas.

»Będzie to moja prawda o tym co minęło.«

czerwiec 2007

Wilno (Wilna, Wilnius)

Die Familie meiner Mutter Mazurkiewicz

Vor langer, langer Zeit, im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert in Wilno in der Familie Mazurkiewicz verliebte sich mein junger Großvater Stas in Ewa (Ewcia) Głębakis. Sie aber war Litauerin, er war Pole. Es war keine gute Verbindung. Wahrscheinlich akzeptierten die beiden Familien diese Ehe nicht. Trotzdem heirateten sie, beide sehr jung. Ihre Liebe war groß! Sie schnitten aber ihre Wurzeln ab. Keiner aus meiner Generation weiß etwas über ihre Eltern.

(Mutter) Ewcia – sie ließ ihre Enkel Ircia und Zys taufen – war eine gebildete und energische Frau, die sich für Literatur und Politik interessierte. Sie diskutierte oft mit den ihr Haus oft besuchenden Freunden, wobei Stas Gastgeber war, der dafür sorgte, dass die Diskutierenden genug Essen und Trinken hatten.

Während des großen Weltkrieges, der später der Erste Weltkrieg genannt wurde, hatten sie bereits drei Kinder. Sie arbeiteten in einem Krankenhaus als Sanitäter und wahrscheinlich lebten sie auch dort, weil meine Mutter erzählte, wie sie in den unterirdischen Gängen des Krankenhauses

Wilno

Rodzina mojej Mamy Mazurkiewiczze

Dawno, dawno temu, na przełomie XIX i XX Wieku w Wilnie, w rodzinie Mazurkiewiczów młody mój dziadek Staś zakochał się w Ewie Głębakis, ale Ewa była Litwinką, a Staś Polakiem. Nie był to korzystny układ. Prawdopodobnie obie rodziny nie wyrażały zgody na to małżeństwo. Mimo to młodzi pobrali się. Miłość ich była wielka !! Tylko, że odcięli się od korzeni. Nikt z mojego pokolenia nie wie nic o ich rodzicach. Mama Ewcia – bo tak kazała siebie nazywać swoim wnukom Irci i Zysiowi – była światłą, energiczną kobietą, interesującą się literaturą, polityką. To Ona dyskutowała z często odwiedzającymi ich dom przyjaciółmi, a Staś pełnił rolę gospodarza domu troszczącego się o to, by dyskutantom nie zabrakło napojów i jedzenia.

W czasie wielkiej wojny światowej, później określanej jako I-sza, mieli już troje dzieci. Pracowali w szpitalu jako sanitariusze i chyba tam mieszkali, bo moja Mama opowiadała jak to biegali po podziemnych korytarzach szpitala, przeżywając w pobliżu kostnicy chwile grozy. Okres między wojenny na pewno był dla nich czasem trudnym, ale i radosnym i szczęśliwym. Ich najstarszy syn Józio, uroczy i nad podziw inteligentny, bardzo wcześnie zaczął pracować w

gelaufen sind und in der Nähe der Leichenhalle grausame Augenblicke erlebt hätten.

Die Zwischenkriegszeit war sicherlich eine schwierige Zeit für sie, aber sie waren auch glücklich und fröhlich. Ihr ältester Sohn Józio, charmant und bemerkenswert intelligent, begann sehr früh, für die »Nationale Gazette« zu arbeiten. Aber er verfiel einer schweren Krankheit und starb sehr jung. Er lebte kurz, blieb aber immer in den Herzen seiner Eltern und Geschwister.

Jadzia (Jadwiga), meine Mutter, war eine schweigende, schüchterne Romantikerin, eine leidenschaftliche Leserin. Einmal – beim großen Saubermachen – setzte sich die kleine Jadzia mit einem Buch auf einen auf den Tisch gestellten Stuhl und versetzte sich in eine andere Welt so tief, dass sie nach einem Anruf der Mutter mit lautem Knall mitsamt dem Stuhl runter fiel.

Sie sagte mir, das sie unter ihrem dunklen Teint und ihrer Stupsnase gelitten hätte, und dass sie die Nase zu verlängern versuchte, indem sie sie mit aller Kraft nach unten gezogen hätte. Sie besuchte mit ihrer jüngeren Schwester Bronia eine Schule für junge Mädchen, wo sie neben den Hauptfächern auch Nähen, Kochen, Sticken usw. lernten.

»Gazecie Krajowej« jako pracownik administracyjny, równocześnie ucząc się, ale też pisząc artykuły do swojej gazety. Ale dopadła go ciężka choroba i zmarł bardzo młodo. Żył krótko, ale ciągle trwał w sercach rodziców i rodzeństwa. Jadzia, moja mama, milcząca, nieśmiała, romantyczka, pasjonatka czytania. Kiedyś podczas wielkich porządków mała Jadzia usadowiła się z książką na krześle ustawionym na stole i tak dalece przeniosła się winny świat, że na wołanie Mamy Ewci spadła z wielkim hukiem, razem z tym krzesłem. Opowiadała mi, że cierpiała z powodu smagłej cery i zadartego noska i ciężko pracowała nad jego wydłużaniem, ciągnąc go z całej mocy do dołu. Chodziły z młodszą siostrą Bronią do szkoły dla panienek, uczącej oprócz podstawowych przedmiotów, szycia, gotowania, haftowania itp. Panienki dorastały. Zaczęli się pojawiać adoratorzy. Jadzię należało wydać za mąż jako pierwszą, bo była o dwa lata starsza od Broni. A tu z Bronią chciał się żenić Aleksander / Szur /. Natomiast Janek jakoś o małżeństwie nie wspominał. A wzajemne uczucia widoczne były gołym okiem. I tak trwały przedłużające się zaloty. Bronia chętnie spoglądała na Szura, a mama Ewcia oznajmiła, że to Jadzia musi pierwsza mieć wesele, wreszcie zgoda na ślub Broni została wyrażona. Jedna córka już wydana ! A co z drugą ? I tu też zadziała Mama Ewcia, przywołała

Die Mädchen wuchsen heran. Es begannen Verehrer zu erscheinen. Meine Mutter (Jadzia) sollte als erste heiraten, weil sie zwei Jahre älter als Bronia war. Und gerade Bronia wollte ihren Alexander (Szur) heiraten. Jadzias Freund Janek hingegen erwähnte die Ehe nicht, aber die gegenseitigen Gefühle waren mit bloßem Auge zu sehen. Und so dauerte das sich verlängernde Flirten. Bronia sah Szur gerne an, aber Mutter Ewcia sagte, dass Jadzia zuerst eine Hochzeit haben müsste. Schließlich wurde Bronias Hochzeit doch genehmigt.

Eine Tochter war also bereits verheiratet! Und was sollte mit der zweiten sein? Hier engagierte sich Mutter Ewcia. Sie bat Janek um ein entscheidendes Gespräch und ließ ihn eine Erklärung abgeben: Entweder die Hochzeit oder er solle Jadzias Kopf nicht verdrehen!

Und Janek beschloss natürlich zu heiraten. Das war wahrscheinlich nicht ganz im Einklang mit den Wünschen seiner Mutter und seiner ganzen Familie. Die mit den Militärs verheirateten Töchter hatten garantiert ein wohlhabendes Leben, und man musste sich um ihre Zukunft nicht mehr kümmern. Die Betreuung übernahmen ihre Ehemänner.

Właduś, der jetzt einzige Sohn,



na entscheidungsbekundende Unterredung Janka i kazała się zdeklarować. Albo ślub, albo niech nie zawraca Jadzi głowy ! I Janek zdecydował, oczywiście ślub i to chyba nie całkiem zgodnie z życzeniami swojej Mamy i całej rodziny. Córki zamężne z wojskowymi, miały zapewnić dostatni byt, można się już o ich sprawy nie martwić. Opiekę nad nimi przejęli mężowie.

Właduś, teraz jako jedyny syn, był oczkiem w głowie Mamy Ewci i Stasia. Uczył się wspaniale, po maturze zaczął naukę na Uniwersytecie Wileńskim. Był dumą całej rodziny. Aż tu oznajmił, że się zakochał i będzie się żenił, bo nie może żyć bez ukochanej. Ziuta, piękna, filigranowa blondyneczka, starsza od Władusia o kilka lat, odwzajemniała jego uczucie z całym zapamiętaniem i oddaniem. I nic nie dały zakazy, tłumaczenia i perswazje. Niech się kochają, ale ze ślubem mogą poczekać aż do skończenia studiów.

war für Mutti Ewcia und Papa Stas ihr Ein und Alles.

Er lernte großartig und sollte nach dem Abitur ein Studium an der Universität in Wilno aufnehmen. Er war der Stolz der ganzen Familie. Er verliebte sich und beschloss zu heiraten, denn er könne ohne seine Geliebte nicht mehr leben.

Ziuta, ein schönes, zierliches, blondes Mädchen, ein paar Jahre älter als Właduś, erwiderte seine Gefühle mit der ganzen Hingabe. Keine Verbote, Erklärungen und Überzeugungsversuche hatten Erfolg. »Sie können sich lieben, sollen aber mit der Hochzeit bis zum Abschluss des Studiums warten.« Sie aber konnten und wollten nicht warten. Und nicht die Wissenschaft war in seinem Kopf, sondern die geliebte Ziuta. Sie heirateten und lebten für sich in ihrer geschlossenen Welt. Sie hatten keine Kinder. Sie waren bis zu Właduś Tod ineinander gekehrt und immer noch verliebt und auf ihre eigene Art glücklich. In der Familie herrschte die Meinung, dass Ziuta Właduś Leben vergeudetete. Ich weiß es nicht!

Als ich sie 1957 in Bydgoszcz (ehemals Bromberg) kennen lernte, war sie eine harmlos wunderliche Person. Sie schenkte mir zwei kleine Figuren, Bonifatius

Poczekać nie mogli i nie chcieli. I to nie nauka była mu w głowie, a ukochana Ziuta. Pobrali się i żyli na uboczu, w swoim zamkniętym świecie. Nie mieli dzieci. Byli, aż dośmierci Władusia zapatrzeni w siebie, ciągle zakochani. I na swój sposób szczęśliwi. Ale w rodzinie panowała opinia, że Ziuta zmarnowała życie Władusiowi. No nie wiem! Kiedyją poznałam w 1957r w Bydgoszczy, była chyba nieszkodliwie zdziwaczłą osobą. Podarowała mi dwa malutkie krasnoludki, Bonifacy i Pankracy się nazywały. Z dokładną instrukcją jak mamz nimi postępować i jak się nimi opiekować. Dziadek Staś zmarł w czasie wojny w 1941 roku. Wiadomość o Jego śmierci dotarła do nas z dużym opóźnieniem. W każdym liście od Babci była malutka zasuszona gałązka paprotki, te gałązki Mamusia zbierała, a mnie one bardzo wzruszały. Na zdjęciach z mieszkaniababci odnalazłam je, są do rozpoznania. Kiedy trzeba było opuszczać Wilno, Babcia nie chciała wyjechać. Tu się urodziłam, i tu umrę, będę koło Stasia. To właśnie Ziuta i Właduś zostali z nią w Wilnie, przyjechali do Bydgoszczy w 1956r, już po śmierci Babci. Zamieszkali u Broni, która była wtedy sama, bo wraz mężem Jurkiem i synkiem Marczkiem wyjechała na Śląsk. Jeszcze później Broniazostawiłaich w tym mieszkaniu, a samaprzemiosła się na stałe do lry.

Nie dane mi było poznaćDziadka

und Pankratius*, mit einer ausführlichen Anleitung, wie ich mit ihnen umzugehen hätte und wie ich mich um sie kümmern sollte.

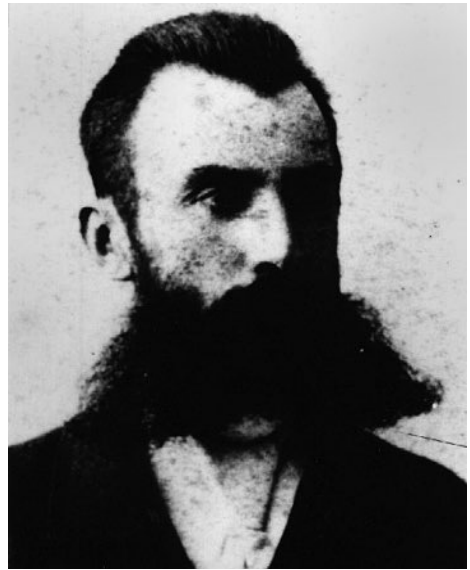
Großvater Stas starb während des Krieges im Jahr 1941. Die Nachricht von seinem Tod erreichte uns sehr spät. In jedem Brief von der Großmutter befand sich ein winziger Farn, der von Mutti gesammelt wurde und mich sehr bewegte. Auf den Bildern von der Wohnung meiner Großmutter fand ich sie, sie sind zu erkennen. Als man Wilno verlassen musste, wollte Oma nicht. ›Ich bin hier geboren, und hier werde ich sterben; ich werde in der Nähe von Stas sein.‹

Es waren Ziuta und Właduś, die mit ihr in Wilno blieben. Sie kamen erst 1956, bereits nach dem Tod der Großmutter, in Bydgoszcz an. Sie wohnten bei Bronia, die damals allein war, weil Tochter Ira mit ihrem Mann Jurek und Sohn Mareczek nach Schlesien gezogen war. Auch später ließ sie Ziuta und Właduś in dieser Wohnung wohnen, als sie sich ständig bei Ira aufhielt.

Ich lernte Opa Stas und Oma Ewcia nicht kennen. Ich sah sie, als ich ein Jahr alt war; aber daran kann ich mich natürlich nicht erinnern.

Die Wirbel der großen Ge-

* zwei der drei Eisheiligen (plus Kalte Sophie)



Stasia, ani Babci Ewci. Widziałam ich jak miałam rok, ale tego oczywiście nie pamiętam. Potem zawirowania wielkiej historii skutecznie podzieliły rodziny, uniemożliwiając kontakty. Mamusia swoich Rodziców widziała ostatni raz w 1937 roku, kiedy byli w Wilnie, żeby im zaprezentować roczną wnuczkę, czyli mnie. Bywa w życiu tak, że odległość zbliża, ale to na pewno za mało!!

Najmłodsza córka Stasia i Ewci, młodsza od Jadzi o 12 lat, Janina, nazywana w rodzinie Niutką, była tak jak siostry, piękną, elegancką panną. Pokochało ją dwóch przyjaciół, Wacław i Franciszek, obaj po podchorążówce, przystojni i wspaniali – jak wszystko przedwojenne. Wybrała Waca. Pobrali się w 1937r, po roku urodziła się Lilusia, a po

schichte teilten dann die Familien, indem sie die Kontakte verhin- derten. Mutti sah ihre Eltern zum letzten Mal 1937, als sie in Wilno waren, um ihnen ihre einjährige Enkelin, also mich, vorzustellen. Manchmal ergibt es sich, dass eine Distanz die Menschen näher bringt, aber das ist definitiv nicht genug!!

Die jüngste Tochter von Stas und Ewcia, Janiana, zwölf Jahre jünger als meine Mutter Jadzia, in der Familie Niutka genannt, war schön und elegant wie ihre Schwestern. Zwei Freunde, Vaclav (Wac) und Francis (Franus), beide gut aussehende und wunderbare Kadetten – wie alles in der Vor- kriegszeit! – verliebten sich in sie.

Sie wählte Wac. Sie heirateten im Jahre 1937. Nach einem Jahr wurde Lilusia geboren, und im darauf folgenden Jahr brach der Krieg aus. Als sie an die Front gingen, bat Wac Franus, dass er sich um Niutka und Lila kümmern sollte, wenn er fiele. Gleich zu Be- ginn des Krieges verschwand Wac spurlos. Für die 22-jährige Niutka mit der kleinen Lilusia war die Kriegszeit – wie für alle – schwer.

Nach der Rückkehr von der Front hielt Franus sein Wort. Er umgab sie mit liebevoller Sorgfalt. Sie verließen Wilno als eine Fami- lie. Sie schlossen die Ehe, nachdem



następnym wybuchła wojna. Kiedy odchodzili na front, Wac prosił Franusia, żeby, jeżeli zginie, zaopiekował się Niutką i Lilą. Zaraz na początku wojny Wac zaginął bez wieści. Dla młodziutkiej 22 letniej Niutki z malutką Lilusią, tak jak dla wszystkich, czas wojenny był ciężki. Franus po powrocie z frontu, dotrzymał słowa. Otoczył je czułą opieką. Opuszczali Wilno jako rodzina. Małżeństwo za- warli już po ustaleniu gdzie i w jakich okolicznościach zginął Wac. W 1939r gdzieś pod Białostokiem w ciężkim boju padł. Niutka i Lilawtopiły się w rodzinę Franusia, który był bardzo silną osobowością. Jego siostra Halszka również zaopiekowała się nimi z całym oddaniem. Wakacje i wszystkie wolne chwile najczęściej spędzali

sie festgestellt hatten, wo und unter welchen Umständen Wac starb.

Er fiel im Jahr 1939 in einem schweren Kampf irgendwo in der Nähe von Białystok.

Niutka und Lila gingen in die Familie von Franus, der eine sehr starke Persönlichkeit war. Seine Schwester Halszka kümmerte sich auch um sie mit aller Hingabe. Die Ferien und die ganze Freizeit verbrachten sie meistens zusammen, Franus arbeitete als Hauptbuchhalter, Niutka nahm auch Arbeit im Büro auf. Es ging ihnen viel besser als uns oder Bronia. Dieser Wohlstand war für mich direkt spürbar; ich fühlte mich nicht wohl bei ihnen, auch wenn Niutka alles tat, das zu ändern. Da kamen meine Minderwertigkeitsgefühle auf. Es war zu abgehoben. Einmal sagte ich sogar zu Niutka, dass Lila so raffiniert und sehr beeindruckend für mich sei. Sie lachte. Ich war 16. Ich bin sicher, sie zweifelte, ob ich verstehe, was diese Worte bedeuteten.

Als wir in Bydgoszcz ankamen, hielten wir uns bei Bronia auf, obwohl sie in einer viel weiteren Entfernung vom Bahnhof wohnten, in einem winzigen, gemieteten Zimmer. Ich liebte Basia am meisten, und nach Muttis Tod bot sie mir eine großartige Unterstützung und schenkte viel, viel Herz.



razem. Franuś pracował jako główny księgowy, Niutka też podjęła pracę w biurze. Powodziło się im znacznie lepiej niż nam, czy Broni. Ten dostatek był dla mnie wprost namacalny, nie czułam się u nich dobrze, chociaż Niutka robiła wszystko, żeby było inaczej. To odzywały się moje kompleksy. Za bardzo tam»ę, ą«. Kiedyś nawet powiedziałam do Niutki, że Lila jest taka dystyngowana i bardzo mi imponuje – roześmiała się- miałam 16 lat, na pewno wątpiła czy rozumiem co te słowa znaczą. Jak przyjeżdżałyśmy do Bydgoszczy, to zatrzymywałyśmy się przy Broni, chociaż mieszkały znacznie dalej od dworca, w malutkim wynajętym pokoiku, a do Niutki szłyśmy z wizytą na godzinę lub dwie. Najbardziej

Bronia war ein Luftikus von Natur fröhlich, sie mochte Unfug treiben.

Nach der Hochzeit mit Szur kam Olenka als erstes Kind in der Familie zur Welt, ein wunderschönes Mädchen, das nur kurz lebte; es starb mit sieben Jahren an einer akuten Blinddarmentzündung. Die jüngere Ircia, noch schöner und klug, war der Sonnenschein des Vaters, der seiner kleinen Tochter Mathematik lehrte und ihr die Liebe für exakte Wissenschaften für das ganze Leben einflößte.

Als der Krieg ausbrach und Szur sich verstecken musste, kamen auf sie harte Zeiten zu. Damals nahm Janek (Vater) Bronia mit Ira für einige Zeit zu uns nach Wolkowysk.

Heute scheint es mir, dass diese Zeit, vor allem für Ira, nicht einfach war. In der Tat war diese Zeit schwierig für alle, man kann sagen: für die ganze Menschheit. Er war ein Weltkrieg! Im Leben dieser Generation bereits der Zweite Weltkrieg. Er prägte die Menschen schrecklich, gestaltete ihren Charakter, er härtete die einen ab und zermalmte die anderen.

Bronia verbarg ihre persönlichen Tragödien und täuschte einem Unbeschwertheit vor. Immer lächelnd bot sie anderen ihre Unterstützung an. Mir half sie ohne Einschränkung, sogar auf Kosten ihrer Tochter und ihrer Enkelkin-

kochtaŕ Bronię, po ŕmierci Mamusi miaŕtaŕ w niejwielkie oparcie i duŕo, duŕo serca.

Bronia byŕa z usposobienia trzpiotkȃ, pogodnȃ, lubiȃcȃ psocić i bawić sić osobȃ. Po ŕlubie z Szurem, jako pierwsze w rodzinie dziecko urodziŕa sić im Olenka pićkna dziewczynka, ŕyŕa krćtko, zmarŕa majȃc 7 lat, na ostre zapalenie wyrostka robaczkowego. Mŕodsza od niejIrcia, byŕa jeszcze pićkniejszym i mȃdrym dzieckiem, ŕoneczkiem Taty, ktćry tȃ swojȃ malutkȃ cćreczkȃ uczyŕ matematyki zaszczepiŕ miŕoŕ do przedmiotćw ŕciŕtych na caŕe ŕycie. Kiedy przysŕa wojna, a Szurmusiȃ sić ukrywać, nastaŕy dla nich cićŕkie chwile, Wtedy to Janek zabraŕ na jakiŕ czas Bronię z Iriȃ do nas do Woŕkowyska. Dziŕ nie wydadje mi sić , aby to byŕ czas ŕatwy dla nich, a zwŕaszcza dla Iry. Tak naprawdȃ to byŕ czas trudny dla wszystkich, moŕna powiedzieć – dla caŕejludzkoŕci – to byŕa Wojna ŕwiatowa. W ŕyciu tamtego pokolenia juŕ Druga ŕwiatowa ! Odcisnȃ ona swoje straszne pićtno na ludziach, kŕŕtaŕtujȃc ichcharaktery. Jednych hartujȃc, innych miaŕdzȃc. Bronia pokrywaŕa pozornȃ beztr'oŕkȃ swoje tragedie osobiste. Zawsze uŕmiechnięta nioŕta innym pomoc. Mnie obdarowywaŕatȃ pomocȃbez ograniczeŕ, nawet kosztem swojej cćrki i wnukćw. Iriȃ, podobnie jak Zysiaustawiŕam na tak wysokim

der. Ich hob Ira sowie Zys so auf den Schild, dass ich außerstande war, einen lockeren, herzlicheren Kontakt aufzunehmen. Sie waren zu hoch für mich, zu weise, zu schön – ich war kindisch für sie.

Bis heute ist es so, dass ich mich nur aufschließen kann, wenn ich Anerkennung und Wohlwollen fühle. Bronia erfüllte dieses Gefühl jederzeit. Eine freundschaftliche Beziehung zwischen Zys, Ira und mir entstand erst dann, als sie mich als Erwachsenen anerkannten.

Nach der Ankunft bei Ira in Katowice (Kattowitz) verzichtete Bronia ganz auf gesellschaftliche Kontakte. Sie begrenzte ihr Leben auf die Betreuung von Ira, ihr Haus und ihre Kinder. Ich denke, das war nicht das Richtige, solch ein Verzicht auf das Privatleben in den besten Jahren.

Sie reiste noch nach Bydgoszcz zu Lili und Niutka und zu uns nach Szczecinek, von dem sie sagte, dass es die schönste Stadt nach Wilno sei, die sie je gesehen hatte. Sie kam immer, wenn wir Hilfe brauchten.

Als Piotruś zur Welt kam, begleitete sie uns in dem schwierigsten ersten Monat. In dieser Zeit näherte sie sich sehr der Kirche, schrieb Gedichte und stickte schön.

Ich habe eine große, sehr bunte



piedestale, że długonie umiałam nawiązać z nimi swobodniejszego, serdeczniejszego kontaktu. Byli dla mnie za wysoko. Za mądrzy, za wspaniali, za piękni, a jadła nich za dziecinną. Do dziś mam tak, że otworzyć się mogę dopiero kiedy czuję aprobatę i przychyłność. Bronia to uczucie w pełni wypełniała przez cały czas. Serdeczne relacje między Zysiem, Iłą a mną nawiązały się dopiero wtedy kiedy uznali mnie za dorosłą.

Po przyjeździe do Katowic, do Iry, Bronia zupełnie zrezygnowała z kontaktów towarzyskich. Życie ograniczyła do zajmowania się Iłą, jej domem i dziećmi. Myślę, że nie było to najwłaściwsze – taka rezygnacja z osobistego życia, w kwiecie sił nie jest na-



Tischdecke, die bei den sehr feierlichen Momenten verwendet wird – und es ist dann so, als ob Bronia bei uns wäre.

Und sie pflegte noch den Kult des Großvaters Piłsudski. In ihrem Zimmer hatte sie einen kleinen, patriotischen Bereich mit einer Büste des Großvaters, einem Ringkragen mit der Gottesmutter Ostrobramska und anderen Souvenirs von Wilno, auch die Alben mit den Fotos aus der Vorkriegszeit. Wir saßen zusammen mit ihnen und hörten die Geschichten von den schönen, alten Zeiten. Ich liebte diese Momente!

Diese Bronia behielt ich in meinen Erinnerungen – herzlich, gut und geliebt.

*Übersetzt von Frau Ewa Zwolak
aus Szczecinek*

Fortsetzung folgt

jllepsza dla nikogo. Jeszcze jeździł do Bydgoszczy do Lili i Niutki no i do nas do Szczecinka, o którym mówiła, że jest po Wilnie najpiękniejszym miastem jakie widziała, zawsze na hasło, że potrzebujemy pomocy. Kiedy urodził się nam Piotruś, była z nami przez cały najtrudniejszy 1-szy miesiąc. W tym czasie bardzo też zbliżyła się do kościoła, pisała wiersze i przepięknie haftowała Mamduży obrus, bardzo kolorowy, używany w bardzo uroczyste chwile i wtedy jest tak jakby Bronia była obok nas. No i jeszcze otoczyła się kultem Dziadka Piłsudskiego. W swoim pokoju miała mały patriotyczny kącik z popiersiem Dziadka, ryngrafem z Matką Boską Ostrobramską i innymi pamiątkami z Wilna. No i albumami ze zdjęciami z przed wojny. Zasiadałyśmy razem nad nimi i słuchałam opowieści o dawnych pięknych czasach. Bardzo lubiłam te chwile. Taka Bronia trwa w mojej pamięci, ciepła, dobra i kochana.

ciąg dalszy nastąpi



Der Einsiedler

Komm, Trost der Welt, du stille Nacht!
Wie steigst du von den Bergen sacht,
die Lüfte alle schlafen.
Ein Schiffer nur noch, wandermüd,
singt übers Meer sein Abendlied
zu Gottes Lob im Hafen.

Die Jahre wie die Wolken gehen
und lassen mich hier einsam stehn,
die Welt hat mich vergessen.
Da trat'st du wunderbar zu mir,
wenn ich beim Waldesrauschen hier
gedankenvoll gesehn.

O Trost der Welt, du stille Nacht!
Der Tag hat mich so müd gemacht,
das weite Meer schon dunkelt.
Lass ausruhn mich von Lust und Not,
bis dass das ewge Morgenrot
den stillen Wald durchfunkelt.

Josef von Eichendorff

Lieber Herr Raddeatz!

Ich möchte zuerst mein langes Schweigen entschuldigen.

Ich habe schon ein schlechtes Gewissen weil ich so lange nichts von mir hören ließ.

Trotzdem habe ich Sie nicht vergessen. Und jetzt ist ja auch die Zeit, wo man sich an Freunde erinnert.

Zwischen vor meine Mutter krank, und ich hatte eine kleine Operation.

Aber, ist es wichtig, ist schon klar.

Ich arbeite immer noch im Gymnasium. Ich mache sehr interessante Unterrichts über unsere Geschichte, über Vor- und Nach Weltkriegzeit.

Ihre Broschuren hilft mir sehr.

Es ist sehr wichtige Beispiele für "alte" und heutige Leben für Leute, die Europa bauen möchten.

Es ist sehr gute Versöhnungselement und Verständiselement im heutigen Leben.

Ihre Broschuren sind sehr gute Hilfe bei meiner Arbeit, nicht nur in der Schule, aber auch bei anderen ECh-Projekten.

Ich wünsche Ihnen und ganzen Familie ein schönes Leben und Kraft und alles Gute zum Leben.

Mit lieben Grüßen

Fior Stoorglas
Sekreterin



HEIMATKREISAUSSCHUSS NEUSTETTIN

VORSITZENDER UND HEIMATKREISBEARBEITER:

Dr. Siegfried Raddatz,
Jakob-Böhme-Str. 21,
51065 Köln/Buchheim,
Tel. 02 21-69 87 85
e-mail: raddatz-siegfried@t-online.de

Weitere HKA-Mitglieder:

Hans Rieck,
Heinrich-Heine-Straße 4, 17438 Wolgast
Uwe Thiel, Hirtengang 1, 17159 Dargun

I M P R E S S U M

HERAUSGEBER:
Heimatkreisausschuss Neustettin

REDAKTION:
Dr. Siegfried Raddatz,
Anschrift siehe oben
Webseite: www.neustettin.de

Zur Überweisung Ihrer Spende, um die wir recht herzlich bitten, benutzen Sie bitte den beiliegenden Überweisungsträger. Er liegt im Umschlag neben dem Heft, nicht im Heft.

HKA Neustettin,
Postbank Kto. Nr 649 757 100,
BLZ 100 100 10

Bildnachweise: Achtenhagen/Schöfisch: 25; K. Böhnert: 16; A. Fritzke: 51, 52, 57; H. Geske-Geller: 30, 31, 35; H. Maletzke: Umschlag 4 und 85; W. Mertins: 81; Postkarten: Umschlag, 3, 49, 102, 103, 105, 107; G. Ricke: 36; A. Tyszkiewicz: 86, 87, 88, 91, 93, 94, 95, 97, 98; F. Walter: 14; F. Wendler: 18; Wikipedia: 67, 85, 102, 103; alle anderen S. Raddatz

INHALT HEFT 1 / 2015

- 1 Liebe Landsleute!
- 5 Wahlordnung
- 6 Wahlen zum HKA
- 7 Mitgliedschaft im HKA
- 9 *Gedicht* Haushofer, Untergang
- 10 Wir gratulieren
- 14 Frieda Walter wurde 100
- 15 *Gedicht* – Ringelnatz, Sommerfrische
- 16 Kurt Böhnert – 100 Jahre
- 18 Frieda Wendler feierte ihren 100.
- 19 Todesanzeigen
- 23 Wiedersehen nach über 60 Jahren
- 27 Frühling in Wulfflatzke
- 29 Termine
- 30 Erinnerungen, Familie Reinhold Geske
- 36 Reisebericht von Gerda Ricke
- 38 Von Nachbarn und anderen lieben Leuten (4. Forts.)
- 42 Zirkus Belli kommt nach Ratzebuhr!
- 45 *Gedicht* – Grundlos vergnügt
- 46 Der Maler Helmut Maletzke
- 50 Erlebtes bewahren
- 51 Freuden und Leiden eines Dorfschulmeisters
- 60 Jürgen Thorwald
Es begann an der Weichsel
- 72 Meine Kindheit in Lübgust (4. Forts.)
- 80 Fußball in Stepen – Heim(at)spiele
- 83 Aktuelle Bücher
- 84 Warschauer Ghetto – Morgenandacht
- 86 Alicija Tyszkiewicz – Mein Leben
- 102 Luftkrieg im zweiten Weltkrieg
- 111 *Gedicht* – Kirschblüte bei der Nacht

Köln

1945



LUFTKRIEG IM ZWEITEN WELTKRIEG

Der Luftkrieg im Zweiten Weltkrieg umfasst den Zeitraum vom 1. September 1939 (Beginn des Polenfeldzugs) bis zum 2. September 1945 (Kapitulation Japans).

Ziele waren:

Luftüberlegenheit zu erringen
und diese zu nutzen

Militäreinrichtungen und
Infrastruktur des Gegners zu
zerstören

Seestreitkräfte des Gegners
– Schiffe und U-Boote – zu
versenken

Nachschub transportierende
Handelsschiffe zu versenken

Im Verlauf des Krieges nahmen Angriffe gegen Industriestandorte und Zivilbevölkerung an Intensität und Anzahl zu. Spätestens mit Beginn der Luftschlacht um England wurde die Luftverteidigung ein Schwerpunkt des Luftkrieges.

Eine ständige Aufgabe der Luftstreitkräfte der kriegführenden Nationen war die Luft-Nahunterstützung der Bodentruppen mit gleichzeitiger Gefechtsfeldabriegelung.

Die ersten Städte, die durch den Luftkrieg beschädigt oder zerstört wurden, waren die polnischen Städte Frampol, Wieluń und Warschau. Am 14. Mai 1940 wurde bei der Bombardierung von Rotterdam der größte Teil der Altstadt zerstört. Hierbei starben 814 Personen. In Großbritannien richtete sich der Luftkrieg in den ersten Monaten noch gegen militärische Ziele. Das Klima radikalisierte sich Anfang September 1940, als die deutsche Luftwaffe einen ersten Angriff auf eine britische Stadt, eben London, flog, bekannt als The Blitz. Seit Mai 1940 griff die Royal Air Force (RAF) deutsche Städte mit taktischen Bombardements an.

Insgesamt kosteten die Luftangriffe, die gegen Städte geflogen wurden, 60.600 britischen und 305.000 bis 600.000 deutschen Zivilisten das Leben. Die von den Amerikanern geflogenen Angriffe gegen die großen Städte Japans und die beiden Atombombenangriffe töteten ungefähr 330.000 bis 500.000 Japaner.

Die RAF konnte bereits 1941 mehr Bomber einsetzen als die Luftwaffe.

Die britische Strategie des ›moral bombing‹ war, die Moral der Bevölkerung zu brechen und das Vertrauen der Bevölkerung in die eigene Regierung zu schwächen. Auch sollte erreicht werden, dass die Bevölkerung durch Verlust ihrer materiellen Lebensgrundlagen so beeinträchtigt wird, dass sie von ihrer beruflichen Tätigkeit so weit wie möglich abgehalten wird.

Zu einem hohen Prozentsatz wurden Brandbomben verwendet, die eine verheerende Wirkung auf die Wohnviertel der bombardierten Städte hatten. Am 14. Februar 1942 beschloss die RAF die Aerea Bombing Direktive. Die Umsetzung fiel dem Chef der RAF Bomber Command, Luftmarschall Arthur Harris zu. Dieser wurde vom Premierminister Winston Churchill beauftragt, die Direktive durchzusetzen.

Arthur Harris, ›Bomber Harris‹, hatte die Idee, Tausend-Bomber-Angriffe (Bomberstorm) zu fliegen; das sollte die Wirkung maximieren.

Der erste Angriff nach dieser Direktive war der Luftangriff auf Lübeck am 29. März 1942. Ihm folgten Luftangriffe auf das Ruhrgebiet und im Mai 1942 der erste sogenannte ›Tausend-Bomber-Angriff‹ auf Köln (Operation Millennium).

Anfang 1943 beschlossen die Alliierten, eine ›kombinierte Bomberoffensive‹ gegen das Deutsche Reich einzuleiten. Dabei war besonders der Durchhaltewillen der Zivilbevölkerung ein entscheidendes Ziel. Die Amerikaner setzten dabei auf Tagangriffe, die zusammen mit den britischen Nachtangriffen ein ›round-the-clock bombing‹ ermöglichten.

Hamburg wurde in der Operation Gomorrha im Juli und August 1943 Ziel der opferreichsten Luftangriffe während des Krieges. Diese und die Luftangriffe auf Dresden im Februar 1945 durch die RAF waren perfekte Flächenbombardements mit 40% bis 60% Brandbomben. Die gewünschten Feuerstürme forderten daher sehr viele Menschenleben.

Der prozentual an Menschenverlusten größte britische Luft-



angriff war der Luftangriff auf Pforzheim am 23. Februar 1945, das damals 65.000 Einwohner hatte. Von diesen kamen in einem 22minütigen britischen Luftangriff 20.277 (31,2 %) Einwohner ums Leben. Weitere besonders schwere Angriffe mit extrem hohen Opferzahlen waren der Angriff auf Darmstadt am 12. September 1944 und auf Kassel am 22. Oktober 1943.

Dem britischen Luftkrieg gegen Deutschland fielen nach unterschiedlichen Quellen zwischen 420.000 und 570.000 Zivilisten zum Opfer. Die Verluste der RAF waren sehr hoch. Von 125.000 eingesetzten Soldaten fielen 55.000

(44 %) während der Angriffe. Bei den deutschen Luftangriffen auf das Vereinigte Königreich starben bis 1945 etwa 60.000 Menschen.

Nach heute gültigem humanitärem Völkerrecht (Genfer Abkommen von 1949) sind flächendeckende Bombardierungen ziviler Ziele eindeutig als Kriegsverbrechen zu werten.

KÖLN – Operation Millenium, der 1047-Bomber-Angriff

Die ersten Flugzeuge erschienen am 31. Mai 1942 um 00.47 Uhr am Kölner Nachthimmel. Von den 1047 gestarteten Bombern erreichten etwa 890 das Zielgebiet und warfen 1455 Tonnen Bomben ab,

davon zwei Drittel Brandbomben. Das Bomber Command erwartete, dass die hohe Konzentration an Abwürfen in sehr kurzer Zeit die lokalen Feuerwehren völlig überfordern und somit Feuersbrünste und Großbrände wie bei den Angriffen der deutschen Luftwaffe auf London während des sogenannten »Blitz« auslösen werde.

Durch den Angriff entstanden etwa 2500 Brände, von denen 1700 von der Feuerwehr als »groß« bezeichnet wurden. Durch die Bemühungen der Feuerwehr und dank der Weitläufigkeit der Straßen kam es nicht zu einem Feuersturm. Trotzdem wurde der Großteil der Schäden durch Feuer verursacht und weniger durch die Detonationen der Sprengbomben. Es wurden 3300 Nicht-Wohngebäude vollständig zerstört, 2090 schwer und 7420 leichter beschädigt (Gesamtzahl 12.810).

Das einzige militärisch genutzte Gebäude, welches beschädigt wurde, war eine Flak-Stellung.

Gemäß dem Bericht des Polizeipräsidenten wurden 469 Menschen getötet (davon 411 Zivilisten), 5027 verwundet und 45.132 obdachlos. Schätzungsweise verließen 135.000 bis 150.000 Einwohner die Stadt nach dem Angriff.

Die RAF verlor 43 Flugzeuge.

Weitere Angriffe der britischen »1000-Bomber-Flotte« fanden anschließend auf Essen (1./2. Juni) und auf Bremen (25./26. Juni) statt.

Die Stadt Köln wurde im Laufe des 2. Weltkrieges 262mal bombardiert, mehr als jede andere deutsche Stadt, davon 31mal schwer.

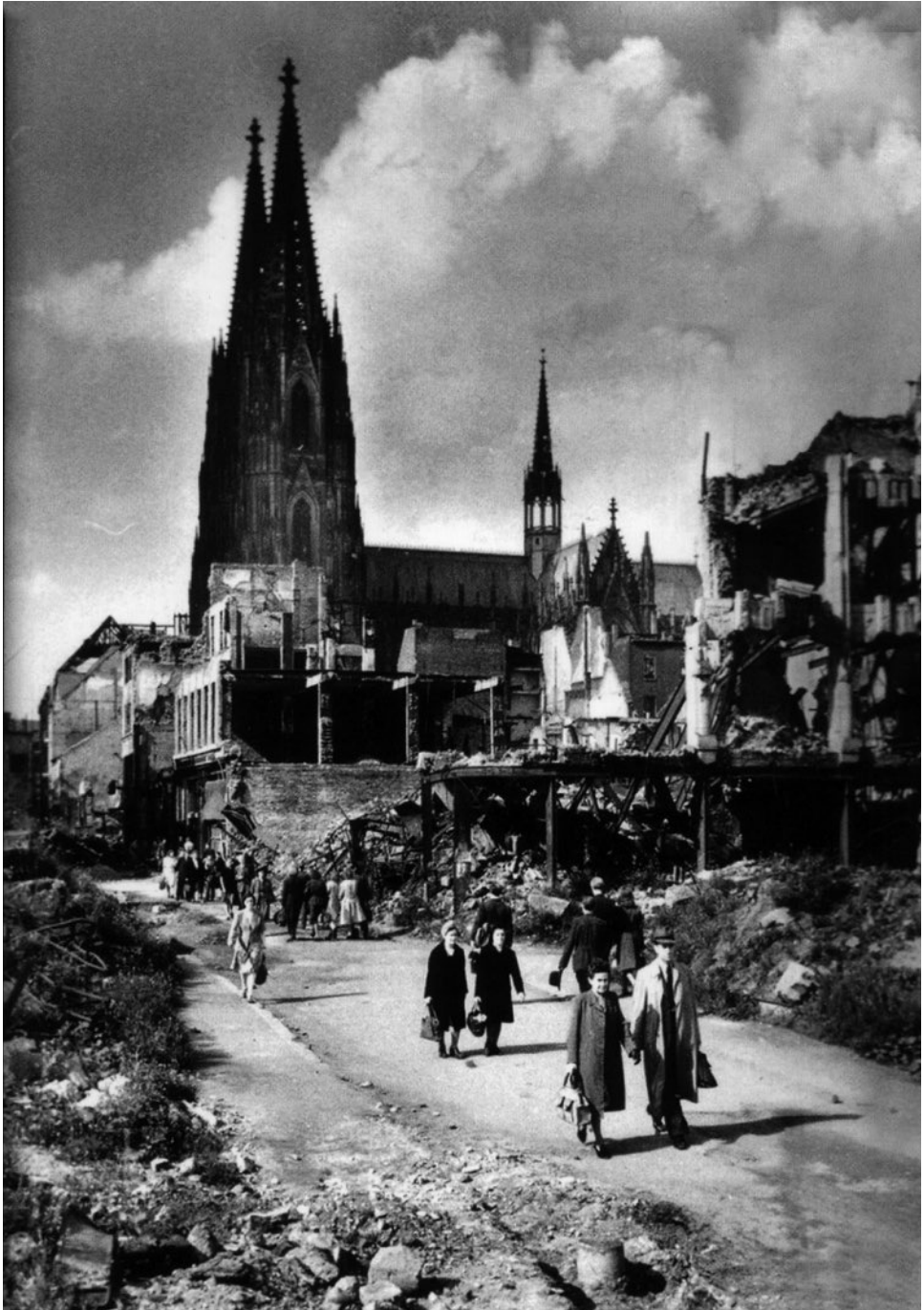
Am 2. März 1945 griff die RAF Köln zum letzten Mal mit 858 Bombern in zwei Phasen an. Vier Tage später wurde die Stadt von US-Truppen eingenommen.

Der Kölner Dom

Oft wird gesagt, er sei aus Pietätsgründen geschont worden oder weil er als Orientierungspunkt genutzt wurde. Heute ist man jedoch der Ansicht, dass die Schäden, die der Dom erlitten hatte, hauptsächlich den Angriffen auf den nahen Bahnhof und die Hohenzollernbrücke golten hatten.

Dass die Kathedrale überlebte, habe sie ihrer gotischen Konstruktionsweise zu verdanken. Eine Druckwelle, die eine detonierende Luftmine im Gebäude auslöste, sei durch die großen Fensterfronten und das offene Strebewerk problemlos nach außen abgeleitet worden. (Schon gleich zu Beginn des Polenfeldzugs hatte man damit begonnen, die Domschätze auszulagern, so auch die kostbaren Fenster).

Dazu kamen die Männer der



Dombauhütte, die unzählige Nächte auf den Dächern ausharrten und Brände löschten. Sie hatten eigentlich nur die Zeit bis zum Eintreffen der Feuerwehr überbrücken sollen – und merkten schnell, dass sie auf sich allein gestellt waren. Auch diesen ›Helden‹ ist der Erhalt des Domes zu verdanken, der heute als Weltkulturerbe das Aushängeschild der Stadt ist.

Die letzten Kriegsmomente in Köln

Im September 1944 haben amerikanische Streitkräfte den Raum Aachen eingenommen, Köln mit seinen Verschiebebahnhöfen wird nun zum bevorzugten Ziel der 8. US Air Force. Der Angriff vom 27. September ist nur der Auftakt zu einer Serie von Luftschlägen, in denen bis Oktober annähernd 4.000 Bomber, unter dem Schutz von 2.000 Jagdflugzeugen, gegen Köln eingesetzt werden. Am 14. Oktober wird die Mülheimer Brücke zum Einsturz gebracht. »Es ist der bisher schwerste Angriff. In der Messe brannte das Lager für Gefangene ab, und am Abend sahen wir den traurigen Zug der Gefangenen in Holzpantinen, von Polizei mit Karabinern begleitet, zu ihrem neuen Gefängnis in Müngersdorf wandern. (Heinz Plettenberg, damaliger Redakteur des Stadt-Anzeigers).

Im Inferno der Bombenangriffe dieser Tage sterben schätzungsweise 3.600 Menschen, zugleich setzt eine neue Evakuierungswelle ein. Ende 1944 leben nur noch rund 170.000 Menschen in der Stadt. Diejenigen, die bleiben, kommen nicht mehr aus den Luftschutzkellern heraus. Die Kölner werden zu Höhlenbewohnern. Ihre Situation wird immer chaotischer. Die Versorgung mit Lebensmitteln wird von Tag zu Tag problematischer, Infrastruktur und öffentliches Leben sind zusammen gebrochen. Das Kanalnetz ist defekt, Abwasser versickern im Boden, es besteht Seuchengefahr.

Weihnachten 1944

Das traurigste Weihnachtsfest, das Köln je erlebt hat. Durch die Ardennenoffensive ist das Kriegsende im Westen noch einmal hinausgezögert worden. Einige wenige Christmetten werden in den Krypten der zerstörten Kirchen abgehalten, aber keine Glocke läutet über Köln. Selbst am Heiligen Abend fliegen die Amerikaner Luftangriffe.

Im Januar mussten sich die 14- bis 17-jährigen Jugendlichen, die noch nicht zum Arbeitsdienst oder als Flakhelfer eingezogen waren, als Fronthelfer melden. Tausende kamen in der Berliner Straße in

Mülheim zum »Ehrendienst der Heimatverteidigung« zusammen, wie es ein HJ-Oberbannführer in einem der zahlreichen Durchhalteappelle formulierte. Viele verloren in den letzten Kriegsmonaten an der Front ihr Leben.

Gegen Widerstandsgruppen von Zwangsarbeitern und regimiekritischen Jugendgruppen wie jene, die unter dem Namen »Edelweißspiraten« bekannt sind, wurde das für seine Brutalität berühmte »Kommando Kütter« eingesetzt. Im Hof des EL-DE-Hauses wurden fast täglich inhaftierte »fremdvölkische Personen« hingerichtet, mehrere Hundert sollen es gewesen sein. Auch im zum Gestapo-Gefängnis umfunktionierten Kloster Brauweiler wurden Regimiekritiker ermordet.

Am Freitag, 2. März 1945, erlebte Köln den 262. und letzten Luftangriff des 2. Weltkriegs. Um 10 Uhr verdunkelten knapp 800 Kampfflugzeuge der britischen Royal Air Force, die bis zu 6.000 Kilo schwere Bomben geladen hatten, den Himmel über der Stadt. Sie sollten Köln sturmreif bomben. Danach legte sich eine gigantische Staubwolke über die Stadt. Die Stadt sah aus wie ein Skelett. Das Leitungsnetz war gekappt, die Infrastruktur zerstört, die Verwaltung lahmgelegt. Auch der Dom wurde

von vier Bomben getroffen. Drei Gewölbe im Mittelschiff stürzten ab. Womöglich sollte versucht werden, den Dom mit Minenbomben zum Einsturz zu bringen, um die Rampen zur Hohenzollernbrücke zu blockieren. Die Kathedrale blieb stehen – auch als die Domplatte am 6. März zum Schauplatz eines letzten Gefechts wurde. Dies wird der Tag der Entscheidung.

Als sich amerikanische Infanteristen und Panzer vom Bahndamm in der Gladbacher Straße aus in Bewegung setzen, stoßen sie in eine merkwürdig stille und fast menschenleer wirkende Stadt vor. Die letzten Bewohner des Stadtzentrums hocken in ihren Verstecken und lauschen auf das Mahlen und Walzen der Panzerketten. Fast scheint es so, als würden die Amerikaner kampflos bis zum Dom kommen, als aus einem Versteck heraus ein »Panzervernichtungstrupp« angreift und einen amerikanischen Panzer in Brand schießt. Dann schwenkt auch noch ein deutscher Panzer in die Gereonstraße ein und eröffnet das Feuer. Nahe St. Gereon ist das Panzergefecht im Gange, das von amerikanischen Kameraleuten aufgenommen wird. In ihren Gefechtsständen nehmen sich der 19-jährige Clarence Smoyer in einem amerikanischen Pershing-

Panzer und der 18-jährige Gustav Schäfer gegenseitig ins Visier und feuern. Als plötzlich ein Privatwagen, vom Ring kommend, in die Gereonstraße einbiegt, gerät er in die Schusslinie. Die Insassen, die zur Hohenzollernbrücke wollten, bezahlen den Versuch mit ihrem Leben. Um den deutschen Panzer zu stoppen, feuert Smoyer auf eine Hauswand, die über dem Kampffahrzeug zusammenbricht. Schäfer kann aus dem Panzer entkommen, wird aber später in einem Keller von den Amerikanern gefangen genommen.

68 Jahre später werden sich die beiden Gegenspieler zum ersten Mal in die Augen sehen und auf dem Friedhof von St. Gereon Blumen für die zivilen Opfer der Gefechte niederlegen.

Für Schäfer ist der Krieg zu Ende, während Smoyer auch am Dom noch einmal in Kämpfe verwickelt wird. Stundenlang hält ein deutscher Panzer, der vor dem Dom platziert ist, den Vormarsch der US-Truppen auf. Dabei gelingt es ihm, einen amerikanischen Sherman-Panzer in der Komödienstraße abzuschießen. Smoyers Panzer erhält den Befehl, aus der parallel verlaufenden Straße ›An den Dominikanern‹ vorzustößen und einen Überraschungsangriff zu wagen. Der Pershing fährt in

die Kreuzung mit der Marzellenstraße und feuert dreimal, ehe die Deutschen reagieren können. Der deutsche Panzer geht in Flammen auf.

Das als ›**Panzerduell am Dom**‹ berühmte gewordene Gefecht ist vorbei, das linksrheinische Köln ist in wesentlichen Teilen genommen.

Das Bild von den siegreichen amerikanischen Truppen am Kölner Dom hat große Symbolkraft und wird von den Propagandatruppen und Journalisten entsprechend in Szene gesetzt: Die erste deutsche Großstadt ist erobert. Die Bilder und Filmaufnahmen vom ›shattered Cologne‹ (zerschmetterten Köln) gehen um die Welt.

Ein Reporter schreibt: »Zunächst, als wir einrückten, schien die ganze Stadt menschenleer zu sein bis auf ein paar Infanteristen der Nachhut. Dann begannen Hunderte Bürger ihre Keller zu verlassen und riefen und winkten uns zu.«

In Köln hat eine neue Zeit begonnen!

*Wikipedia
und Kölner-Stadtanzeiger
(Carsten Dietmar)*

Kirschblüte bei der Nacht

Ich sahe mit betrachtendem Gemüte
jüngst einen Kirschbaum, welcher blühte,
in kühler Nacht beim Mondenschein:
ich glaubt', es könne nichts von größerer Weiße sein.
Es schien, als wär ein Schnee gefallen;
ein jeder, auch der kleinste Ast,
trug gleichsam eine rechte Last
von zierlich weißen, runden Ballen.
Es ist kein Schwan so weiß, da nämlich jedes Blatt,
in dem daselbst des Mondes sanftes Licht
selbst durch die zarten Blätter bricht –
sogar den Schatten weiß und sonder Schwärze hat.
Unmöglich, dacht ich, kann auf Erden
was Weißres aufgefunden werden.
Indem ich nun bald hin, bald her
im Schatten dieses Baumes gehe,
sah ich von ungefähr
durch alle Blumen in die Höhe
und ward noch einen weißern Schein,
der tausendmal so weiß, der tausendmal so klar,
fast halb darob erstaunt, gewahr.
Der Blüte Schnee schien schwarz zu sein
bei diesem weißen Glanz. Es fiel mir ins Gesicht
von einem hellen Stern ein weißes Licht,
das mir recht in die Seele strahlte.
Wie sehr ich mich an Gott im Irdischen ergötze,
dacht ich, hat er dennoch weit größere Schätze.
Die größte Schönheit dieser Erden
kann mit der himmlischen doch nicht verglichen werden

BARTHOLD HINRICH BROCKES

22.9.1680 – 16.1.1747



Köln 1945

*Wenn ich su an ming Heimat denke
un sin d'r Dom su vür mer ston,
mööch ich direk op Heim an schwenke,
ich mööch zo Foß no Kölle jon.*

WILLI OSTERMANN, THOMAS LIESSEM



KÖLN 2015



Indikale
möglich!

Rundumservice

SEAT
Autohaus

APRILIA
SMW

TECHNIKI

VELETTI

LADA
Autohaus

DUST
Autohaus

SEAT
Autohaus

SUZUKI
Autohaus

VOLVO
Autohaus

für Deutschland

Von Bundeskanzler Helmut Kohl

30.12.1999

Für ihr Eigenlob in der Presse hat die deutsche Bundesregierung 2 1/2 Mill. DM Steuergelder ausgegeben.

H.M.

Rocket-Super-Show

10 Raketen
Mit Einsatz von

19,95

Raketenmodell mit Raketenornamenten!

Kostenlos
zusätzlich
mit
Raketenmodell

Angabe: 6,95

0,95

1,95

2,95

3,95

4,95

5,95

6,95

7,95

8,95

9,95

10,95

11,95

12,95

13,95

14,95

15,95

16,95

17,95

18,95

19,95

20,95

21,95

22,95

23,95

24,95

25,95

26,95

27,95

28,95

29,95

30,95

31,95

32,95

33,95

34,95

35,95

36,95

37,95

38,95

39,95

40,95



Unser freier Wille
HELMUT MALETZKE